Lüner Zeitung

Brambauer Anzeiger • Großlüner Volksblatt • Unparteiisches Tageblatt für alle Stände

Amtliches Organ für Großlünen und Brambauer

Verbreitungsbezirk: Lünen, Lünen-Süd, Brambauer, Altenderne-Oberbecker, Gahmen, Horstmar, Beckinghausen, Lippholthausen, Altlünen, Alstedde, Nordlünen, Wethmar.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis halbmonatlich 1.25 Mark. Einzelpreis 10 Pfennig. — Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 38 mm breit 10 Goldpfennig. — Reklamen im Textteil 1 mm hoch und 73 mm breit 30 Goldpfennig. — Amtliche Anzeigen 10 Goldpfennig per mm. — Schluß der Anzeigenannahme für die nächste Nummer nachmittags 3 Uhr. — Für Aufnahmen von Anzeigen an vorgeschriebenen Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen. — Anzeigen-Vermittlung für alle Zeitungen und Fachzeitschriften zu Originalpreisen.

Regelmäßige Beilagen: „Das Leben im Bild", „Mußestunden", „Unterhaltungsblatt", „Sport", „Blatt der Frauen", „Humor und Freude". — Rotationsdruck und Verlag von Wilh. Bongers, Lünen. Geschäftsstelle: Langestraße 21/23. Fernruf Nr. 188, Amt Lünen. Telegramm-Adresse: Bongers Lünen. — Scheckkonto: Sparkasse der Stadt Lünen Nr. 47. — Bankkonto: Darmstädter und Nationalbank Lünen. — Postscheckkonto: Dortmund Nr. 1711. — Im Falle höherer Gewalt, Streik, Sperre, Verbot, Betriebsstörung wird keine Gewähr für Lieferung geleistet.

50. Jahrgang Bekanntmachungen erlangen laut Verfügung der Regierung durch Veröffentlichung in der „Lüner Zeitung" rechtsverbindliche Kraft. **Gegründet 1879**

Nr. 221 **Mittwoch, den 19. September** **1928**

Start des Zeppelins

Der erste Flug hat alle Erwartungen übertroffen
Das Luftschiff schneller als „ZR III" / Glänzende Manövrierfähigkeit / Tadelloses Arbeiten der Maschinen / Morgen, Donnerstag, nächster Flug

Von unserem Berichterstatter.

Aufstieg am Nachmittag

z. Friedrichshafen, 19. Sept. Gestern endlich ist der erste Start des Zeppelins erfolgt. Tausende wohnten dem Start, der sich glatt vollzog, bei. Das Ereignis ist auf ungezählten Platten und im Film festgehalten worden. Der „Graf Zeppelin" überflog in einer Höhe von etwa 100 Metern den kurzen Streifen zwischen dem See und der Halle, um die Richtung gegen Lindau einzuschlagen. Das Luftschiff kreuzte dann über dem Bodensee.

*

Gegen 3 Uhr hatte sich der Wind soweit gelegt, daß man wußte: „Jetzt wird der Zeppelin aufsteigen!" Eckener gab Befehl, das Tor ganz aufzudrehen und den Zaun vor der Halle umzulegen. Hunderte von Händen griffen zu. Die Schienen, auf denen die Laufkatzen den Zeppelin hielten, wurden durch Einlegung von Verbindungsstücken bis auf den Platz hinaus verlängert. Neue Kolonnen Arbeiter traten an: die Fäuste, die dieses Werk mitgeschaffen, ergriffen die Halteseile, die sich von der Gondel und den Seiten aus fächerförmig nach allen Richtungen straften. Man konnte alle diese Vorbereitungen, die außergewöhnlich fieberhaft vor sich gingen und doch vorher genau festgelegt waren, nicht ohne innere Erregung beobachten. Nur Eckener ging mit der gewohnten Ruhe umher, gab hier ein Kommando, nahm dort eine Meldung entgegen: dann vor dem Schiff noch eine kurze Führerbesprechung. Eckener hatte seine Mitarbeiter um sich gesammelt und entwickelte ihnen in großen Zügen seinen Plan. Nun wurden die Sandsäcke abgehängt, die Motorengondeln sind schon besetzt. Dann bestieg auch die Besatzung das Schiff — als Letzter Eckener. Ein Pfiff. Kommando. Die Holzböcke, auf denen die Gondel ruhte, fielen: Das Schiff schwebte nun frei über dem Erdboden. Der Ballast wurde ausprobiert. Auf ein neues Kommando hob sich der Bug des Schiffes. Von achtern wird Zufluß von Wasserballast verlangt — dann lag das Schiff wieder ruhig, es war ausbalanciert. Einer der hinteren Motoren sprang an, dann wieder Stille: das Schiff war klar. Um 3,25 Uhr kam der Marschbefehl. Die Arbeiter setzten sich in Bewegung und zogen den riesigen Leib aus der Halle heraus. Wieder sprang ein Propeller an und drückte nach. Einige Minuten später hatte sich das Schiff im Freien schon nach links gedreht; das Manöver ging vollkommen glatt. Das Schiff ließ Wasserballast ab, die Maschinentelegraphen begannen zu arbeiten und gaben das Zeichen zum Anlauf. Kommando: „Los!" Alle Propeller sprangen an und das Schiff hob sich unter brausenden Hochrufen einer unübersehbaren Menschenmenge in langsamer Fahrt nach Westen. Jetzt sah man erst, wie elegant dieses Meisterwerk der Technik trotz seiner riesigen Ausmaße geworden ist. Die schlanke Linie beginnt zwar für die Luftschiffe unmodern zu werden. Das erste Zeppelin-Luftschiff war 11 mal so lang wie sein Durchmesser, während „Graf Zeppelin" nur noch 7,7 mal so lang wie dick ist. Er wäre noch dicker gebaut worden, wenn es die „Hallenmaße" erlaubt hätten; denn die Theorie gebietet die neue, stark tropfenförmige Gestalt. Der Stirnwiderstand des Luftschiffes ist infolge der tropfenförmigen Gestalt sehr gering und ist trotz des 30,50 Meter betragenden größten Durchmessers nur so groß wie der einer Scheibe von 5 Meter Durchmesser, beträgt also nur 2 bis 3 v. H. des Widerstandes der Durchmesserscheibe. Jetzt sieht das Schiff so glatt und einfach aus, daß man die unendliche Kleinarbeit fast vergißt. 14 Kilometer Träger und 3 Millionen Nieten mußten verarbeitet werden, 20 000 Quadratmeter Gesamtoberfläche mußten überzogen und gestrichen werden.

Landung am Abend

(Privatmeldung.)

z. Friedrichshafen, 19. Sept. Nachdem sich das Luftschiff um 17,20 Uhr noch einmal entfernt hatte, erschien es gegen 17,30 Uhr, von Süden kommend, über dem Landeplatz, den es in ganz langsamer Fahrt ansteuerte. Als es bereits unbewegt quer zur Halle stand, setzten plötzlich die Motoren erneut ein und das Luftschiff entfernte sich rasch wieder vom Landeplatz. Um 18,40 Uhr steuerte das Luftschiff erneut den Landeplatz an. Der Bug des Schiffes senkte sich stark zur Erde.

Die Hauptgondel und die hintere Maschinengondel zeigten wegen der bereits hereingebrochenen Dämmerung Lichter. Auch an den Seitengondeln waren grüne Signallichter sichtbar. Um 18,45 Uhr fielen die Taue zu Boden und nun wurde das Luftschiff an den beiden Halteseilen mit dem Bug vorauf auf den Landeplatz gezogen. Eine Minute später konnten die Haltemannschaften bereits die Hauptgondel fassen. Die Landung war glatt vollzogen. Um 18.50 Uhr lag das Schiff bereits wieder auf dem Werftplatz und wurde in die Halle eingebracht. Gleich nach der Landung erklärte Eckener unserem Berichterstatter, daß die Fahrt ausgezeichnet verlaufen und er mit dem Schiff ganz zufrieden sei. „Der ‚Graf Zeppelin' hat alles gehalten, was er versprochen und was ich von ihm erwartet habe." In mancher Beziehung habe er die Vermutung übertroffen. So habe die gestrige Fahrt schon gezeigt, daß das Schiff ohne Anstrengung auf eine Marschgeschwindigkeit von 120 Kilometern zu bringen ist. Jedenfalls ist es noch schneller als der „Z. R. 3". Die Geschwindigkeit wurde auf der üblichen Meßstrecke Friedrichshafen—Kehlen (bei Ravensburg) erprobt. Diese Strecke, die 5700 Meter lang ist, wurde zweimal durchfahren. Dabei hat sich auch die Manövrierfähigkeit des Schiffes glänzend gezeigt. Höhen- und Seitensteuer funktionierten hervorragend. Namentlich haben aber auch die Maschinen tadellos gearbeitet. Dabei hob Eckener besonders hervor, daß sie bei der Umstellung auf Rückwärtsfahrt seine Erwartungen gerechtfertigt hätten. Besondere Aufmerksamkeit wurde naturgemäß der Durchlüftung des Schiffes zugewandt, da ja schon bei der Versuchsanstalt für Luftfahrt Bedenken wegen des Triebgases bestanden. Eckener erklärte, daß die Lüftung allen Ansprüchen in vollem Maße genüge, so daß er hoffe, daß diese Bedenken sich durch praktische Erprobung überwinden lassen. „Die Ventile haben so gut funktioniert," sagte Eckener scherzend, „daß ich beschlossen habe, im Schiff einen Luftkurort einzurichten."

Zum Schluß betonte Eckener noch, die Landung sei dadurch verzögert worden, daß die Fangleinen zu kurz gewesen seien und daß er gerade beim erstenmal eine schöne Landung hätte zeigen wollen. Als die Landungsflagge unter der Gondel sichtbar wurde, hatten die Landungsmannschaften auf dem Gelände Aufstellung genommen, um das Luftschiff zu erwarten. Um 19,50 Uhr war das Schiff sicher in der Halle geborgen. Eckener teilte noch mit, daß der „Graf Zeppelin" heute, Mittwoch, nicht aufsteigen werde. Auf Grund der Erfahrungen, die sich bei der gestrigen Fahrt ergeben haben, sind noch kleine Einzelverbesserungen notwendig. Es ist aber damit zu rechnen, daß diese Arbeiten so schnell beendet werden, daß voraussichtlich morgen, Donnerstag, die zweite Fahrt angetreten werden kann. Bei der gestrigen Fahrt war übrigens die größte Höhe, die das Luftschiff erreichte, 1400 Meter. Der Kommandant der Los Angeles, des früheren „Z. R. 3", Commander Rosendahl, hatte die Freundlichkeit, unserem Berichterstatter seinen Endruck von der ersten Fahrt des „Grafen Zeppelin" zu schildern. „Ich habe Eckener von Herzen gratuliert. Wenn er über den Erfolg glücklich ist, so hat er durchaus das Recht dazu. Das Schiff war in seinen Manövern wundervoll. Es war ein hervorragender Aufstieg, allerdings ist die Landung schwierig; das liegt eben an den hiesigen Platzverhältnissen. Schiff und Mannschaft zusammen ergaben ein vortreffliches Ganzes. Jedenfalls ist der Dienstag von großer Bedeutung für die Luftfahrt der ganzen Welt gewesen."

Diktatur in Glacé

Der erste Auftakt zu Schritten in der ungarischen Königsfrage

(Privatmeldung.)

Gömbös Staatssekretär

z. Budapest, 19. Sept. Die Ernennung des Führers der Rechtsradikalen und der „freien Königswähler" Julius Gömbös, eines militärischen Organisationsgenies, zum Staatssekretär des Kriegsministeriums, wird hier allgemein als Auftakt zu entscheidenden Schritten in der Königsfrage aufgefaßt, weshalb die habsburgischen Legitimisten auch schon Bethlen den Krieg angesagt haben. Gömbös hat den Fehdehandschuh sofort aufgenommen und die Pensionierung von 50 legitimistischen Generälen und Obersten verfügt. Bethlen hat außerdem noch eine ganze Reihe offen diktatorischer Maßnahmen ergriffen, die gleichfalls große Erregung hervorgerufen haben, so die Ernennung des Wirtschaftsoberministers Johann Gud, die ebenso ungesetzlich war wie die des Julius Gömbös, denn nach der Verfassung kann die Regierung nicht auf eigene Faust neue Minister- und Staatssekretärstellen schaffen. Es ist eine stille Diktatur, die nicht so offen hervortritt, wie diejenige Mussolinis, die aber viel wirksamer ist. Sei greift mit Glacéhandschuhen durch. Se bedarf nicht jener Attentatsstimmung, wie sie in einzelnen Kreisen der ungarischen Jugend herrscht. Bethlen bekämpft diese Stimmung, wie er auch der Revisionspropaganda skeptisch gegenübersteht. Wozu diese Demonstrationen? Wer nicht mitmacht, dem schnürt man durch eine kleine Verwaltungsmaßnahme, ein Aktenzeichen, eine unscheinbare wirtschaftliche Korrektur, die Luft ab, er wird schon zu Kreuze kriechen. Und er kriecht zu Kreuze! Bethlen selbst nennt diesen konservativen Kurs „die Herrschaft der Mitte". Die Opposition nennt ihn: die Diktatur der Reaktion.

Breitscheids Genfer Nebenaktion

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Müllers Bericht gebilligt

* Berlin, 19. Sept. Gestern vormittag ist der Reichskanzler nach Berlin zurückgekehrt; sein gegen Mittag im Kabinett erstatteter Bericht wurde einstimmig gebilligt und Reichswehrminister Groener hat ihm sogar den Dank für seine Arbeit und Haltung ausgesprochen. Man sagt, daß sich Müller und Stresemann einig geworden wären über die weitere Entwicklung. Der Auswärtige Ausschuß wird erst nach Abschluß der Verhandlungen in Genf zusammentreten.

*

In politischen Kreisen der Reichshauptstadt gibt man sich keinem Zweifel darüber hin, daß die Genfer Vereinbarungen in mehr als einer Beziehung erhebliche Lücken aufweisen. Man ist sich weiterhin auch darüber klar, daß dieses für Deutschland in vielfacher Hinsicht unbefriedigende Ergebnis zum Teil durch eine mangelnde Einheitlichkeit der deutschen Delegation in Genf hervorgerufen worden ist. Es wird sich besonders bei den Beratungen im Auswärtigen Ausschuß die Gelegenheit bieten, die Rolle etwas näher zu beleuchten, die der sozialdemokratische Abgeordnete Breitscheid in Genf gespielt hat. Es ist bekannt geworden, daß Breitscheid gewissermaßen eine Nebenaktion durch seine Fühlungnahme mit dem französischen „Abrüstungssachverständigen" Paul Boncour inszeniert hat, und zwar ist diese Nebenaktion durchaus nicht immer im Sinne der deutschen Delegationsführung verlaufen. Auch ist man in Berlin über den weiteren Fortgang der Verhandlungen nicht optimistisch gestimmt, wie manche Blätter glauben machen wollen. Denn das Echo, das die Genfer Vereinbarungen in Frankreich und England gefunden haben, läßt schon jetzt allerhand Rückschlüsse auf die weiteren Absichen der Besatzungsmächte zu. Wenn schon die restlose Zufriedenheit der französischen Regierungspresse mißtrauisch stimmen muß, so gibt die Kritik der englischen Presse zu noch reichlicherem Bedenken Anlaß. Der „Daily Telegraph", der in diesem Fall sicherlich das Organ Lord Cushenduns ist, warnt davor, an einen schnellen und reibungslosen Fortgang der Verhandlungen zu glauben, und die liberale englische Presse nimmt es den Deutschen fast übel, daß sie so unvermittelt auf ihre ursprüngliche Forderung der bedingungslosen Rheinlandräumung verzichtet haben.

Schon 1600 Opfer des Tornados?

(Drahtung unseres Vertreteres)

Neue Schreckensmeldungen

s. New York, 19. Sept. Eine vorläufige Zusammenrechnung der Einzelmeldungen über die Tornadokatastrophe ergibt schon 1600 Tote und über 11 000 Verletzte. Eine Berechnung des Gesamtschadens ist auch nicht annähernd möglich. In Miami mußte die Polizei auf den plündernden Pöbel schießen, wobei es 13 Tote gab.

*

Anderen uns schon früher vorgelegten Berichten sei entnommen: „Zur Zeit ist die ganze Ostküste von Florida zwischen Titusville und Miami von der Außenwelt so gut wie abgeschlossen, und es ist bis jetzt unmöglich gewesen, den Umfang der angerichteten Zerstörungen zu schätzen oder den Meldungen auf den Grund zu gehen, nach denen bisher über 40 Personen durch durch das Unwetter den Tod gefunden haben. Wie es heißt, sollen in Okechobee 15 Personen ertrunken sein, während in Südwest-Palm-Beach und in Palata weitere 12 Personen getötet sein sollen. Der Schaden, den die Landhäuser in der Gegend von Palm Beach erlitten, soll außerordentlich hoch sein. Aus den vom Sturm betroffenen Orten laufen meist nur Gesuche um Hilfe aber keine Schilderungen über die Verheerungen ein. Man erwartet, daß der Sturm in der Richtung auf Savannah und Georgia weitergeht. Die Windstärke hat aber bereits beträchtlich abgenommen. Auf den westindischen Inseln hat die Katastrophe nach den bisher bekannt gegebenen behördlichen Schätzungen den Tod von wenigstens 749 Menschen herbeigeführt. Auf Guadeloupe sollen 550 Personen, auf Porto Rico mindestens 200, auf den Virgin-Islands 6 und auf Martinique 3 Personen, getötet worden sein. Auf Porto Rico herrscht als Folge der Sturmkatastrophe eine entsetzliche Teuerung. Die Preise für Nahrungsmittel sind um 25 bis 50 v. H. gestiegen, die für Baumaterialien um 100 v. H., und die Behörden von San Juan haben sich gezwungen gesehen, zur Bekämpfung des Preiswuchers drakonische Maßnahmen zu ergreifen. Das amerikanische Rote Kreuz hat bereits unter Beihilfe der Staatsmiliz mit der Verteilung von Zelten, Decken und Nahrungsmitteln an die obdachlose Bevölkerung begonnen, und auch die Räumungsarbeiten werden mit Tatkraft in Angriff genommen. Dank der schnellen Hilfsmaßnahmen und der unermüdlichen Arbeit von Militär und Polizei herrscht auf Porto Rico vollständige Ruhe, und bis auf einen einzigen Fall waren weder Plünderungen noch Diebstähle oder Raubüberfälle zu verzeichnen. Aus San Juan wird gemeldet, daß der Kommissar, der eine Rundreise durch einen Teil des Innern der Insel gemacht hat, den Schaden auf mindestens 100 Millionen Dollar schätzt. Die kleinen Städte San Pedro, Las Pidra und Pabluca liegen völlig in Trümmern. Die

letzgenannte Stadt war während des Orkans von einem Brand heimgesucht, wobei in einer Straße allein sechs Familien mit insgesamt 27 Personen umkamen. Weiter wurden in dieser Stadt 10 Personen durch herabfallende Trümmer erschlagen. Die Zahl der Verletzten beträgt hier 127. Noch immer sind weite Gebiete vom Verkehr völlig abgeschlossen, und man kennt die Verluste noch nicht, die dort angerichtet worden sind. Das auf Porto Rico stationierte 65. Infanterieregiment ist mobilisiert worden, um bei der Instandsetzung der Verkehrswege mitzuarbeiten. Allenthalben herrscht größte Not. In Martiniaue soll der Schaden weniger schwer sein, als man zuerst vermutet habe. Eine Springflut hat 7 kleine Segelboote und etwa 15 Pirogen zerstört. 3 Leute sind dabei ums Leben gekommen. Die materiellen Verluste beschränken sich auf einige zerstörte Hütten in 4 Gemeinden. Der Verkehr auf den Landstraßen ist durch zahlreiche Erdrutsche unterbrochen. Auf Guadeloupe wurden in weniger als 2 Stunden alle Verbindungen zerstört. Bei der Heftigkeit des Windes und des Regens fürchtet man, daß die Ernte schwer mitgenommen wurde."

Schluß der „Pressa" am 14. Oktober

z Köln, 19. Sept. (Eigenbericht.) Den vielen an die Leitung der Presseausstellung gerichteten Wünschen nach Verlängerung der Ausstellungszeit kann aus verschiedenen Gründen nicht entsprochen werden. **Es bleibt daher bei dem von Anfang an vorgesehenen Schlußtermin, wonach der 14. Oktober der letzte Tag der Ausstellung ist.**

Ist man Hopp auf der Spur?

z Hamburg, 19. Sept. (Eigenbericht.) Wie aus Boizenburg gemeldet wurde, sei in der Sonntagnacht der mutmaßliche Mörder des Direktors Nordmann, der Gelegenheitsarbeiter Emil Hopp in der Boizenburger Gegend aufgetaucht. Er habe sich zur Brackeder Fähre begeben und sich über die Elbe setzen lassen. Kurze Zeit darauf seit von Hamburg ein Kraftwagen mit Kriminalbeamten eingetroffen, die sofort die Verfolgung des Flüchtigen aufgenommen hätten. Dazu teilt uns die Hamburger Polizeibehörde mit, daß ihr davon nichts bekannt sei. Ferner sei die Nachricht, daß sich Hamburger Kriminalbeamte im Kraftwagen nach Boizenburg begeben haben, um die Verfolgung aufzunehmen, unrichtig.

Rücktritt des Admirals Zenker

z Berlin, 19. Sept. (Eigenbericht.) **Der Chef der Marineleitung, Admiral Zenker, hat sein Rücktrittsgesuch eingereicht, das genehmigt worden ist. Admiral Zenker wird sein Amt Ende September verlassen.** Als Nachfolger ist der bisherige Chef der Marinestreitkräfte der Ostsee, Vizeadmiral Dr. h. c. Raeder, in Aussicht genommen. Es ist anzunehmen, daß der Rücktritt des Admirals Zenker als letzte Nachwirkung der seinerzeitigen Lohmann-Affäre anzusehen ist. Mit der Möglichkeit dieses Rücktrittes des Chefs der Marineleitung wurde bereits seinerzeit gerechnet, als die Reichsmarine während der Lohmann-Affäre im Mittelpunkt der Diskussion stand. Admiral Zenker hat der Marine 39 Jahre lang angehört.

Besuch des Reichspräsidenten in Ratibor

z. Ratibor, 19. September. (Eigenbericht.) Reichspräsident von Hindenburg traf auf seiner Schlesienfahrt gestern vormittag gegen 10,15 Uhr in Begleitung des Staatssekretärs Meißner und des Oberpräsidenten Proske, von Oppeln kommend, in Ratibor ein. Auf dem Bahnsteig wurde der Reichspräsident von Landeshauptmann Piontek, Reichstagsabgeordneten Prälat Ulitzka, Grafen Praschma sowie dem Oberbürgermeister Kaschny-Ratibor begrüßt. Die Stadt hatte reichen Flaggen- und Grünschmuck angelegt und auch in den Straßen Ratibors hatten sich unzählige Menschen eingefunden, die dem Reichspräsidenten bei der Durchfahrt zujubelten. Die Fahrt ging nach dem Landeshaus. Nach Begrüßungsansprachen von Prälat Ulitzka sowie Landeshauptmann Piontek dankte der Reichspräsident mit kurzen Worten. Im Anschluß hieran unternahm Hindenburg eine Rundfahrt durch die reich geschmückte Stadt. Hierbei wurde er am Ring durch die städtischen Körperschaften und Oberbürgermeister Kaschny begrüßt. Von Ratibor aus fuhr der Reichspräsident nach Schloß Lubowitz, der Geburtsstätte Eichendorffs, wo er von dem Besitzer des Schlosses, dem Herzog von Ratibor, sowie Landrat Schmidt begrüßt wurde. Auf einem Rundgang durch den Schloßpark brachte ein Männergesangverein Lieder von Eichendorff zum Vortrag, während junge Mädchen oberschlesische Volkstänze aufführten. Nach Ratibor zurückgekehrt, stattete der Reichspräsident dem Reichstagsabgeordneten Prälaten Ulitzka in seinem Pfarrhause einen kurzen Besuch ab, worauf die Provinzialverwaltung zu Ehren des Reichspräsidenten ein Frühstück gab, in dessen Verlauf Graf Praschma, der Vorsitzende des Oberschlesischen Provinziallandtages, Begrüßungsworte an den Reichspräsidenten richtete. In einem silbernen Becher wurden dem hohen Gast der Ehrentrunk der Provinz Oberschlesien dargeboten und zum Andenken an den Besuch eine Porzellanfigur überreicht. Kurz vor 3 Uhr trat der Reichspräsident die Weiterfahrt nach Breslau an. Bei einer Unterhaltung mit Vertretern der oberschlesischen Presse äußerte sich Reichspräsident von Hindenburg u. a. auch über die Eindrücke seiner Oberschlesienfahrt. Er betonte, daß er nach den schweren Schicksalsschlägen, die über das oberschlesische Land dahingegangen seien, einen so herzlichen Empfang, wie ihm jetzt bereitet worden sei, nicht erwartet hätte, und daß er sich jetzt doppelt über den Empfang freue. Besonders gut gefallen habe ihm auch die oberschlesische Jugend, die einen ausgezeichneten Eindruck mache.

Im Dezember neue Aussprache?

(Privatmeldung.)

Notenwechsel im Oktober

Genf, 19. Sept. **In hiesigen gutunterrichteten Kreisen erwartet man, daß die diplomatischen Räumungsverhandlungen Mitte Oktober auf dem Wege eines Notenaustausches durch die Botschaften in den alliierten Hauptstädten beginnen werden. Während der Dezembertagung des Rates soll dann eine neue Zusammenkunft der 6 interessierten Mächte stattfinden.**

*

Die Verhandlungen in Genf haben sich nach manchem Zwischenfall den Kulminationspunkten der deutschen und französischen Politik genähert: die Frage der Gesamträumung des Rheinlandes ist zum Gegenstand offizieller Verhandlungen gemacht, für die endgültige Regelung der Reparationsfrage ist ein Ausschuß eingesetzt.

Es muß immer wieder betont werden, daß Deutschland auf Grund verschiedener Verträge einen Anspruch auf die endgültige Räumung des Rheinlandes erhebt und daß es keine Veranlassung hat, die Erfüllung dieses Rechtes durch wirtschaftliche oder finanzielle Gegenleistungen zu erkaufen. Es ist deshalb von Bedeutung, feststellen zu können, daß beide Probleme, der Räumung und der Reparation, nicht im kausalen Zusammenhang behandelt werden, sondern daß die Verhandlungen parallel nebeneinander hergehen. Es war von Briand nicht geschickt, die Räumungsfrage plötzlich in einen Zusammenhang mit der Sicherheitsfrage zu bringen. Noch weniger war es klug, daß der französische Außenminister eine Räumung der zweiten Zone in Aussicht stellte, wenn Deutschland gewisse Kontrollverpflichtungen dafür übernehmen wollte. Er hätte sich selbst sagen müssen, daß vom deutschen Standpunkte aus nur die Gesamträumung mit Einschluß des Saargebietes eine befriedigende Lösung der deutsch-französischen Fragen bedeuten kann. Immerhin ist es zu begrüßen, daß die deutsche Politik den Erfolg verzeichnen kann, nunmehr die Einleitung der öffiziellen Diskussion über die Räumungsfrage erreicht zu haben. Dem Verlauf dieser Verhandlungen wird man mit Skepsis gegenüberstehen müssen, wird insbesondere darauf hinzuweisen haben, daß keine Kontrollbestimmungen — unter welchem Namen sie immer laufen mögen — für uns möglich sind, die über das Jahr 1935 hinausgehen. Daß auch nach dem Abzug der Besatzung manche Dinge im jetzt noch besetzten Gebiete der Abwicklung bedürfen werden, ist unschwer vorauszusehen. Dazu bedarf es keiner Regelung durch Organe des Völkerbundes. Eine Kommission mit begrenzten Rechten und Juristen wäre in der Lage, solche Streitigkeiten zu beseitigen. In ähnlicher Weise hat Dr. Stresemann, zu einem Zeitpunkte, als die Deutschnationalen noch in der Reichsregierung saßen auf gewisse Möglichkeiten hingewiesen.

Von internationaler Bedeutung ist ferner die Tatsache, daß man in Genf die endgültige Regelung der Reparationsverpflichtungen in die Wege leitet. Eine Verbindung mit dem Problem der internationalen Kriegsschulden ist nicht geplant, liegt auch nicht im Interesse einer baldigen Erledigung. Richtig aber ist, daß die jetzt beginnende Höchstleistung von deutscher Seite in Höhe von jährlich 2½ Milliarden Goldmark außerordentlich in Frage steht. Die Gefahr eines Defizits im Reichshaushalt ist vorhanden, eine Neubelastung der deutschen Steuerzahler ist ohne schwere Folgen für die Gesamtwirtschaft nicht mögich. Vom Stande der deutschen Wirtschaft aber hängt schließlich die Erfüllung des Dawesplanes ab. Andererseits wird es auch für Frankreich schwierig werden, seine künftigen finanziellen Aufgaben zu erfüllen. Allein das Mellon-Berenger-Abkommen erlegt ihm die Verpflichtung auf, im nächsten Jahre über 400 Millionen Dollar an die Vereinigten Staaten zu bezahlen. So ergibt sich aus einem gemeinsamen Interesse der verschiedenen Partner die Notwendigkeit und der Wunsch, einer anderweitigen Regelung der deutschen Zahlungsverpflichtungen zuzustreben.

Es soll nicht verkannt werden, daß der Regelung beider Probleme, der Besatzung sowohl wie der Reparationszahlungen, große Hindernisse im Weg stehen. Sie müssen aber angefaßt werden. Von diesem Gedanken ist die Stresemannsche Außenpolitik seit Jahren geleitet. Daß nach dieser Richtung in Genf ein Schritt vorwärts getan ist, kann man nicht gut als einen Mißerfolg bezeichnen. Die Franzosen beginnen zu erkennen, daß Deutschland um der früheren Räumung willen keine neuen unerträglichen Lasten auf sich nehmen kann, sie werden ebenso wissen, daß die Besatzungsfristen von Tag zu Tag ihrem Ende näher kommen. Auf deutscher Seite aber sollte man sich daran gewöhnen, den Kampf um die Lebensfragen der Nation und der Wirtschaft nicht zu einem innerpolitischen Streitpunkt zu machen. Die Betriebsamkeit der Opposition in allen Ehren, aber sie kann den Eindruck nicht verwischen, daß sie mit dazu dienen soll, innere Schwierigkeiten im deutschnationalen Lager zu verdecken. Noch niemals haben Delegationen auf internationalen Kongressen auf die Befehle der Parteiführer hören können; wenn solche Wege versucht worden sind, wirkten sie immer nur schädlich.

Auch Rumänien und Jugoslawien?

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

A. Berlin, 19. Sept. **Nachdem Polen und die Tschechoslowakei schon in Genf Antrag auf Zuziehung zu den weiteren Räumungsbesprechungen angemeldet hatten, wird aus Paris eine „Temps"-Meldung bekannt, wonach auch Rumänien und Jugoslawien zugezogen werden wollen.** Die „Temps"-meldung spricht ausdrücklich von der „Berechtigung" aller Reparationsmächte, an der Pariser Räumungskonferenz (!) teilzunehmen.

*

Briand gewährte dem Genfer Korrespondenten eines Berliners Blattes eine Unterredung über das Ergebnis der Genfer Verhandlungen. Wiederholt betonte Briand, daß das französische Kabinett durchaus für die Fortsetzung der Politik der Entspannung sei. Briand sagte: „Das ist keine Gefühlssache, das ist eine Sache des Verstandes; beide Länder haben ein ganz außerordentlich großes Interesse an dieser Politik." Ueber das Ergebnis der Verhandlungen selbst erklärte Briand, es sei sehr gut gewesen, und zwar für beide Parteien. Man habe die Möglichkeit benutzt, um die bestehenden Gegensätze zum Verschwinden zu bringen. Es handele sich dabei um die allgemeine Liquidation des Krieges, damit nichts übrig bleibe, was beide Völker beunruhigen und reizen könne. Es sei nunmehr Sache der Kabinette, weiter zu arbeiten. Briand ist davon überzeugt, daß die Regierungen sehr bald in Fühlung treten könnten. Man werde sich sicher bald über das Feststellungskomitee einigen. Nach Einsetzung des Komitees würde eine Tatsache, die diesem zur Kenntnis gebracht werde, sofort in freundschaftlicher Weise geregelt und durch Vergleich erledigt werden, ohne daß man vor den Rat gehen und eine „Kampfstellung" einnehmen müsse. Die kommenden Verhandlungen über die Reparationsfrage werden nach Briands Meinung einen raschen Fortgang nehmen. Auf den Hinweis, daß die Verhandlungen über die Räumungsfrage in der deutschen Oeffentlichkeit eine gewisse Enttäuschung hinterlassen hätten, erwiderte Briand, es sei das erstemal, daß das Problem zum Gegenstand einer offiziellen Verhandlung gemacht worden sei. Und das sei ein sehr beträchtlicher Fortschritt vorwärts.

In ein paar Zeilen

)(Für heute, Mittwoch, wird in der Herren-Konfektion ein Schiedsspruch erwartet.

)(Infolge einer Verletzung, die er sich bei einem Sturz vom Pferde zugezogen hatte, starb auf seinem Schloß Diersfordt Graf zu Stollberg-Wernigerode in 47. Lebensjahre.

)(Zu den Schiebungen mit Besatzungsgut höre wir aus Koblenz, daß der Reichskommissar für die besetzten Gebiete bei der Rheinlandkommission Vorstellungen erhoben hat, die Mißbräuche der Kontrolle künftig verhindern will.

)(Der persische Hofminister Timur Tasch hat Berlin verlassen.

)(Bei Zusammenstößen in der litauischen Grenzstadt Lyngmiana wurden 16 Personen getötet.

)(Die Wahlen in Schweden ergaben sozialdemokratische Verluste und Stärkung der bürgerlichen Parteien.

)(In Brüssel sind 3000 Bauarbeiter in den Streik getreten.

z. „Daily Sketch" berichtet, daß Sir Josiah Stamp und Mc. Kenna in politischen Kreisen als britische Mitglieder des Reparations-Ausschusses vorgeschlagen werden.

)(In der 3. Völkerbundskommission für Abrüstungsfragen fand am gestrigen Dienstag eine große Aussprache über die Weiterführung der Abrüstungsarbeiten des Völkerbundes, insbesondere über die Einberufung der Vorbereitenden Abrüstungskommission, statt.

)(Aus Agram werden neue kommunistische Ausschreitungen gemeldet.

)(Mussolini gab seinen „faszistischen Aktionsplan" für 1929 bekannt.

)(Aus Spanien wird ein scharfes Vorgehen der Polizei gegen die Freimaurer gemeldet.

)(Nach Meldungen aus Konstantinopel ist in der Türkei eine neue karbunkelartige Krankheit ausgebrochen. Sonntag sind in der Gegend von Adrianopel 20 Personen an der Krankheit gestorben.

)(Aus Kamtschaka werden 30 Taifunopfer gemeldet.

)(Einem Bericht aus Habana zufolge ist der Dampfer „Orcoma" mit Chamberlain an Bord in Habana eingetroffen. Uns wird mitgeteilt, Chamberlain erfreue sich bester Gesundheit.

)(Auch im Norden San Damingos hat der Orkan Schäden angerichtet.

Dirksen Nachfolger Brockdorff-Rantzaus

(Privatmeldung.)

)) Moskau, 19. Sept. In den politischen Kreisen Moskaus finden alle Stimmen, die sich auf die Neubesetzung des Moskauer deutschen Botschafterpostens beziehen, allergrößte Aufmerksamkeit. **Man kann hierbei feststellen, daß die Persönlichkeit des Ministerialdirektors v. Dirksen, der als Spezialist in den Ostfragen den Russen wohlbekannt ist, ungeteilte Wertschätzung genießt, obwohl man weiß, daß seine Sachkenntnis nicht immer für den Rätebund bequem war.** Dirksen gilt hier keineswegs als abgestempelter Ostpolitiker, denn man kennt seine vertrauliche Zusammenarbeit mit Stresemann auf dem Genfer Pflaster genau. Zweifellos werde eine Ernennung Dirksens zum Botschafter in Moskau auch äußerlich den besten Beweis für die Beständigkeit der deutschen Ostpolitik bringen und allem gerade jetzt wenig wünschenswerten Gerede über einen Richtungswechsel die Spitze abbrechen, zumal politische und persönliche Eigenschaften objektiv für ihn sprechen.

30 Jahre Radiumforschung

Von Prof Dr. Otto Hahn, Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, Berlin-Dahlem.

Die vor 30 Jahren erfolgte Entdeckung des Radiums durch das Ehepaar Curie bedeutet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der exakten Naturwissenschaften. Vor allem sind es die Chemie und die Physik, die durch eine Fülle neuer Erkenntnisse auf ganz neue Grundlagen gestellt worden sind.

Die aus den radioaktiven Atomen in Gestalt von a- und ß-Strahlen herausgeschleuderten Atombruchstücke beweisen die komplexe Natur der chemischen Grundstoffe, demonstrieren die Umwandlung chemischer Elemente in andere.

Alle radioaktiven Elemente leiten sich von den schon lange bekannten Elementen Uran und Thorium und dem vor mehreren Jahren entdeckten Protactinium ab. Diese im Periodischen System der Elemente an höchster Stelle stehenden Grundstoffe haben das Bestreben, sich in weniger komplizierte Atome, also solche mit einem niedrigeren Atomgewicht umzuwandeln. Diese Umwandlung ist es, die wir bei den radioaktiven Erscheinungen beobachten, und die zahlreichen Substanzen, die wir kennen, sind Etappen auf diesem Abbauprozeß. Die Endpunkte für die drei radioaktiven Substanzen sind das Blei.

Das Radium ist eine solche Etappe auf dem Zerfallswege des Urans und deshalb von besonderem Interesse, weil es die Erscheinungen der Radioaktivität in besonders prägnanter Weise erkennen läßt.

Die Gleichheit in den chemischen Eigenschaften von radioaktiven Atomen mit ganz verschiedenen Atomgewicht führt zu dem Begriff der Isotopie und zu einer neuen Deutung der Anordnung der Elemente im Periodischen System. Das Charakteristikum eines chemischen Elements ist nicht mehr sein Atomgewicht, sondern seine „Ordnungszahl".

Aus Versuchen über die Ablenkung von a-Strahlen radioaktiver Stoffe beim Durchgang durch Materie gelangte Rutherford zu seinem „Kernatom", dessen wesentlichste Züge der auf winzig kleinem Raum konzentrierte positive Atomkern und die um diesen Kern sich bewegenden negativen Elektronen vorstellen. Die positive Ladung des Kerns ist zugleich die Ordnungszahl des Elements im Periodischen System. Die chemischen Bausteine der Elemente werden somit auf die elektrischen Bausteine Proton und Elektron zurückgeführt, die Chemie wird zu einer Zweigwissenschaft der Physik.

Dem bei den radioaktiven Elementen beobachteten natürlichen Atomzerfall folgte die künstliche Zertrümmerung leichterer Elemente. Hiermit und mit der Untersuchung der γ-Strahlen radioaktiver Elemente setzt ein neues Forschungsgebiet, die Analyse des Atomkerns ein. Wie nun in der alten Chemie den analytischen Methoden die synthetischen gefolgt sind, so dürfen wir hoffen, daß einst auch in der Chemie der Atomkerne der analytischen Prüfung ihrer Zusammensetzung der synthetische Aufbau höherer Atome aus einfachen folgen wird. Die Energien, die hierbei ins Spiel kommen, sind allerdings enorm groß. Es scheint aber nicht ausgeschlossen, daß es eines Tages gelingen wird, über solche Energien willkürlich zu verfügen, sei es durch Herstellung enormer elektrischer Spannungsdifferenzen (Coolidge), sei es durch die Verwertung der uns von der Natur dargebotenen gewaltigen Energie der Gewitterelektrizität (Brasch, Lange und Urban).

*

Jährlich 30000 Bücher

Von Karl Schodder.

In Deutschland wohnen die Dichter und Denker. Hier wird jedes Problem geistig vertieft und gelöst, und immer findet sich jemand, der mindestens in einer Broschüre belangreiche Ansichten darüber äußert. So geschieht es denn, daß in der Buchproduktion Deutschland an der Spitze aller Länder der Erde marschiert. Jährlich erscheinen etwa 30 000 neue Bücher auf dem Markt, jeden Tag hundert neue Titel; ein großer Apparat ist errichtet, die gedruckte Geistesproduktion statistisch-bibliographisch zu erfassen, und manche Bibliotheken bemühen sich, sie möglichst vollständig zu sammeln und einer staunenden Nachwelt zu überliefern.

Einer staunenden Nachwelt — denn schon der Zeitgenosse fällt von einer Verwunderung in die andere, wenn er in einem der großen bibliographischen Nachschlagewerke blättert. Die abseitigsten Gebiete der Wissenschaft und die Sehnsüchte der Welt stellen sich ihm im Buchtitel vor. Was die Mitmenschen jauchzen läßt und trauern macht, die Freuden und Nöte des Alltags liegen säuberlich geordnet ausgebreitet vor den Augen jedermanns im Schlagwortregister der Bibliographie.

Müller, Friedrich, beschreibt mit tiefer Kenntnis auf 29 Seiten Oktavformat „Das Leben der Kaffern von der Geburt bis zum Tode", und dieser Titel könnte ein Symbol sein.

Wer Rat und Hilfe braucht in vertraulichen Dingen, wende sich zuerst an seinen Buchhändler. Der findet bestimmt, was im Augenblick frommt. „Das Weltproblem, der lenkbare Storch Bub oder Mädel nach Wunsch" ist für 1,50 Mark glänzend gelöst. Der Verfasser des Werkes „Ueber die Geburtshilfe bei der Ziege" rechnet gewiß nicht mit so großer Leserschaft wie der Autor jenes Buches, das schlicht den Titel führt „Neugeist in der Kinderstube", doch im Untertitel sich zu Erläuterungen veranlaßt sieht: „Gedanken zur Anwendung der neugeistigen Praxis der Einflüsterungen während des Schlafs, der seelischen Beeinflussung, der Stille und des plastischen Denkens zur Erziehung des Kindes und zur Entfaltung seiner Seelenkräfte." Haben sie sich glücklich entfaltet, die Seelenkräfte, sind auch die Geisteskräfte geweckt: In den Sternen steht geschrieben das „So sollst Du sein!" Fort mit der Eignungsprüfung und den psychotechnischen Versuchsreihen. „Die Astrologie als Forschungsmethode für Berufseignung und Berufsaussichten" kann es tausendmal besser!

„Moderne Goldgruben, Rezeptbuch für die modernsten und gewinnbringendsten Spezialitäten" heißt ein Buch. Es ist bestimmt für jene, die schnell reich werden wollen, ist 300 Seiten stark und kostet 30 Mark. Bescheidenere Leute werden sich begnügen mit „Wie bewirbt man sich mit Erfolg um offene Stellen?" Da kosten 95 Seiten nur eine Mark. Für das Doppelte aber weist ein ungenannter Autor den bequemsten Weg zu Reichtum und Macht: „Das Geheimnis des Glücks in der Liebe. Die Kunst, sich beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, seine Gunst zu erlangen, ein reiches Mädchen zu erobern, unglückliche Liebe in glückliche zu verwandeln, und sich die Treue seiner Auserwählten zu sichern. Von einem, der durch eine reiche Heirat sein Glück machte. 12. Auflage." Das ist — weiß der Himmel! — allerhand fürs Geld.

Der alte ehrliche Knigge tritt heute in modernem Gewande auf: „Wegweiser des guten Tons! Die im In- und Auslande geltenden Gesetze für taktvolles Verhalten, gute Manieren, Tischmanieren, korrekte Kleidung, anständige Gewohnheiten im öffentlichen, gesellschaftlichen und privaten Leben, nebst einem Anhang über das Servieren." Ganz neusachlich führt ein gleiches Buch den kurz und bündigen Titel „Kavalier und Dame." „Der Fleck muß raus! Ein Schatzkästlein erprobter und bewährer Mittel jeder Art" ist leider nicht vollständig: es sagt nicht, wie man moralische Flecken entfernt. Doch darüber braucht niemand zu verzweifeln: die „Gebrauchsanweisung für magische u. okkulte Räucherungen" gibt über dieses Gebiet erschöpfende Auskunft.

Liebesbriefsteller gibt es zu hunderten, Traumbücher kann man sich nach Geschmack und Neigung aussuchen: ägyptische, persische, indische und psychoanalytische. Aber nur ein Mal erscheint in der Bibliographie der Titel „Prologe und Ansprachen zum Jubiläum einer Hebamme." Nicht aufzuzählen sind die Kalender und Liederbücher für die verschiedensten Stände und Berufe, Weltanschauungen und Parteien. Kalender für Monisten und Schornsteinfeger, Liederbücher für Stenographen und Seeleute nennt das Verzeichnis. Ganze Klassiker sind in stenographischer Schrift gedruckt, und über Therese von Konnersreuth erschien zuerst eine Broschüre in englischer Sprache. Ueber „Die Bildkinder im alten Mesopotamien" läßt sich tiefgründig ein Orientalist aus. „Das letzte einsame Molekül in der Hochpotenz" besingt schwärmerisch ein ganz moderner Dr.-ing. „Verpfuschte Männer! Wodurch wurden sie es?", fragt herausfordernd eine Broschüre, und eine andere gibt Antwort: „Die andauernde gewohnheitsmäßige Stuhlverstopfung"

Verzage nicht auf dem Krankenbett! Die „Klinischen Sonette" tragen auf dein Krankenlager die Kunst. „Triumphierende Sterbebetten" lehren dich, daß alles Fleisch vergeht wie Heu, und voll innerer Stärke wählst du aus dem „Ratgeber für Grabinschriften" den Vers, der deine sterbliche Hülle decken soll.

Denn wie heißt der Verbespruch der Buchhändler? —: Bücher sind Freunde! Bücher sind Gefährten!

*

Fontanes Trostspruch

Zum 30. Todestage Theodor Fontanes am am 20. September 1928.

Nachdruck verboten

Wenn dem Dichter der Mark, diesem ersten Seher der Schönheiten der märkischen Natur, im Alltagsleben Unangenehmes bevorstand, wirkliche Unannehmlichkeiten oder auch nur lästige Besuche oder Vergnügungen, die ihn ermüdeten, so pflegte er sich stets mit einem Zitat des in Berlin sehr beliebten Schauspielers und Schriftstellers Louis Schneider: „Um neun Uhr ist alles vorüber!", heiter damit abzufinden. Auch am 19. September 1898 schrieb er diese Worte, ahnungslos scherzend an seine Frau — am Abend darauf, um neun Uhr ist Theodor Fontane gestorben.

Zweites Blatt. Nr. 221

Brambauer Anzeiger · Lüner Zeitung · Großlüner Volksblatt

Mittwoch, den 19. Septbr. 1928



Nachdruck unserer mit Originalzeichen versehenen Korrespondenzen nur mit Quellenangabe gestattet.)

Lünen und Nachbarorte.

Lünen, den 19. September 1928.

Kein 7 Uhr-Ladenschluß an Sonntagen vor Weihnachten.

Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat heute unter I. Nr. 6702/2 mitgeteilt, daß er den Antrag der Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels, an den Ausnahmesonntagen vor Weihnachten einen erweiterten Geschäftsverkehr bis 19 Uhr zuzulassen, abgelehnt hat.

Mit dieser Entscheidung hat der preußische Handelsminister der Stellungnahme und Rechtsauffassung der Vertreter der Angestelltengewerkschaften, wie sie in der Vorbesprechung zu diesem Antrage am 24. Aug. im Handelsministerium zum Ausdruck kam, entsprochen. Die Hauptgemeinschaft hatte ihren nunmehr abgelehnten Antrag damit begründet, daß in den späten Nachmittagsstunden am Sonntag der Andrang der überwiegend aus den Arbeitnehmerkreisen stammenden Sonntagskunden diese „geringfügige" Aenderung der Ladenschlußzeit erforderlich mache.

Wie uns der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband mitteilt, ist abgesehen vom Fehlen eines so weitgehenden Kaufbedürfnisses in Arbeitnehmerkreisen auch die rechtliche Möglichkeit einer Verlängerung der Ladenschlußstunden auf 19 Uhr an Sonntagen stark umstritten. Die organisierten Angestellten bestreiten, daß in Verbindung mit der geltenden Angestellten-Arbeitszeitverordnung vom 18. März 1919 eine derartige Ausnahme durch die oberste Landesbehörde zugelassen werden kann. In der Besprechung ist dieser Standpunkt sehr eingehend von ihnen begründet worden.

Die vorliegende Entscheidung des preußischen Handelsministeriums ist umso beachtlicher, als es nach den Auslassungen der in der vorerwähnten Besprechung anwesenden Vertreter des Ministeriums den Anschein hatte, daß vom Ministerium die Auffassung der Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels geteilt wird.

❖

* **Bannerweihe des Vereins für das Deutschtum im Auslande auf dem Schützenhofe.** Die Schulgruppen des Vereins für das Deutschtum im Auslande (V. D. A.) am Realgymnasium und an der Höheren Mädchenschule in Lünen veranstalten am Sonnabend, den 22. September, nachmittags 4 Uhr beginnend, in den Räumen des Schützenhofes das Fest ihrer Bannerweihe. Das Fest ist zu gleicher Zeit Abschiedskundgebung der V. D. A. Jugend für den am 1. Oktober in den wohlverdienten Ruhestand tretenden Leiter beider Anstalten, Herrn Oberstudiendirektor Prof. Dr. Saarmann. Dr. Saarmann war immer ein großer Freund und eifriger Förderer des Vereins für das Deutschtum im Auslande. Er hat auch jetzt sich bereit erklärt, die Weihe und Uebergabe der Banner persönlich vorzunehmen. Im Rahmen des Festprogrammes sind u. a. vorgesehen Chorgesänge, turnerische und tänzerische Darbietungen sowie eine Fackelpolonaise auf dem Sportplatz des Schützenhofes. Den Schluß des Festes bildet abends 8 Uhr ein Fackelzug vom Schützenhofe durch die Stadt zum Realgymnasium. Alle Bürger von Lünen, namentlich die Eltern und Verwandten der Schüler und Schülerinnen, sowie alle Freunde des Vereins für das Deutschtum im Auslande sind herzlich eingeladen.

* **Im Restaurant und Wintergarten Rensmann** (geführt von W. Heitkämper) findet heute, Mittwochabend 7 Uhr, ein Spezial- und Wunschabend statt, worauf wir alle Freunde und Gönner des Hauses an dieser Stelle nochmals aufmerksam machen. Vor allem möchten wir auf die wundervolle Blumendekoration im Wintergarten hinweisen. Herr Heitkämper hat alles daran gesetzt, um seinen Gästen ein paar recht gemütliche Stunden zu bereiten.

* **Fahrgelegenheit.** Für die kommenden Wintermonate ist der Weg zur Arbeitsstelle nach Zeche Achenbach für viele Arbeiter aus den einzelnen Bezirken Groß-Lünens ein beschwerlicher. Wie nun durch Anschlag auf der Zeche bekanntgegeben wird, will die Stadt Fahrgelegenheit von und zur Arbeitsstelle durch einen Autoomnibus schaffen, wenn sich die genügende Teilnehmerzahl hierzu findet. Da besonders in den frühen Morgenstunden und spät abends der Weg bei Sturm und Wetter kein angenehmer ist, werden sich hoffentlich die Teilnehmer so zahlreich melden, um das Vorhaben durchführen zu können.

* **Straßensperrung.** Zur Ausführung von Gleishebungen auf der Eisenbahnstrecke Lünen-Süd—Oberaden ist der Bahnübergang der Straße Horstmar-Beckinghausen (Kreuzstraße) am Sonnabend, den 22. September 1928, von 6—18 Uhr, für den Durchgangsverkehr gesperrt.

* **Kriegsteilnehmerkongreß in Luxemburg.** Am 10. und 11. September fand in Luxemburg ein Kongreß statt, der die Vertreter von Kriegsteilnehmerverbänden aus fast allen am Weltkrieg beteiligten Ländern vereinte. Deutscherseits hatten die Reichsvereinigung ehem. Kriegsgefangener sowie die anderen deutschen Kriegsgefangenenverbände, auch aus Oesterreich, Deutsch-Böhmen, Danzig und dem Saargebiet, sowie der Jungdeutsche Orden Delegierte entsandt. Der Kongreß faßte u. a. einen von den deutschen Verbänden beantragten und durch Dr. Givens, den Vertreter der Reichsvereingung ehem. Kriegsgefangener ausführlich begründeten Beschluß über die gemeinsame Arbeit der Kriegsteilnehmer aller Nationen für die Herbeiführung und Festigung des Friedens durch eine Annäherung der Völker auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und der Anerkennung ihrer nationalen Belange. Als die größte Gefahr für den Frieden wurde die unmögliche Regelung der deutschen Ostgrenze von dem Jungdeutschen Delegierten Abel ausführlich erörtert. Besondere Beachtung fanden die wirtschaftlichen und programmatischen Forderungen der ehemaligen Kriegsgefangenen, die u. a. eine Anerkennung der von ihnen in den zerstörten Gebieten Nordfrankreichs nach dem Waffenstillstand geleisteten Wiederaufbauarbeit als Reparationsleistung verlangen. Sämtliche deutsche Anträge wurden einstimmig angenommen. Unter anderem wurde beschlossen, der von der schweizerischen Regierung für nächstes Jahr einberufene Staatenkonferenz zur Schaffung eines neuen Kriegsgefangenenrechts einen gemeinsamen Richtlinienentwurf zu unterbreiten. Die Tagung beweist, daß über alles Trennende des Krieges und seiner Folgezeit hinweg ein neuer Geist in der Kriegsgeneration heranwächst, der aus dem Erleben und den Erfahrungen des Weltkrieges heraus dem eigenen Volk und Land durch die Arbeit für den Frieden mit den anderen Völkern dienen will.

* **Kriegsgräberfürsorge.** Wenn auch die Not der Zeit manchen sich in erster Linie mit sich selbst und seinem engsten Umkreis beschäftigen läßt, so sollte ein jeder aber doch soviel Gemeinsinn besitzen, daß er sich in treuer Liebe und Dankbarkeit derer erinnert, die im Weltkriege für das Deutsche Vaterland ihr Leben ließen und in fremden Landen ihre letzte Ruhestätte fanden. Diese in engster Zusammenarbeit mit den deutschen Behörden schlicht und doch würdig auszugestalten, hat sich der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge seit seiner Gründung im Jahre 1919 zur Aufgabe gemacht. Im Septemberheft der Bundeszeitschrift „Kriegsgräberfürsorge" gibt der Volksbund einen ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit im Jahre 1927. Es hat jeder von uns die Möglichkeit, sich über die Arbeiten des Volksbundes zu unterrichten. — Nicht allzu lange Zeit trennt uns mehr von den Totengedenktagen im November. Der Volksbund ermöglicht es jedem Angehörigen, das Grab eines teuren Toten in fremder Erde an diesen Tagen mit einem Kranz der Liebe zu schmücken. Nähere Angaben hierüber enthält ebenfalls das Heft 9 der „Kriegsgräberfürsorge". Möchten doch recht viele Angehörige von dieser Gelegenheit Gebrauch machen und dem Auslande zeigen, daß noch nicht alle die Ruhestätten ihrer tapferen Helden vergessen haben. Leider muß es an dieser Stelle auch gesagt sein, daß gar mancher seiner Lieben da draußen, fern der Heimat, nicht mehr gedenkt. Bei den diesjährigen Fahrten zu den Kriegergräbern im Westen und Osten haben wir dieses wiederholt feststellen können. Du deutsche Frau und Mutter, wenn du gesehen hättest, wie der Grabhügel deines lieben Mannes deines teuren unvergeßlichen Sohnes heute aussieht, dir würde das Herz bluten. Millionenfach erschallt der Ruf aus den Gräbern „Was taten wir Euch? Was tut ihr nun für uns? Pflegt und schmückt unsere Gräber!" Zwei RM verlangt der Volksbund alljährlich von Euch und wieviel stehen heute noch abseits? Beherzigt diese Mahnung und erklärt noch heute euren Beitritt. Anmeldungen nimmt die Geschäftsstelle der hiesigen Ortsgruppe, Bebelstraße 47, 1. Etg., entgegen. Auch der übrige Inhalt des Heftes: Berichte über Reisen zu den deutschen Kriegerfriedhöfen in Frankreich, Belgien, Lettland und Norwegen, sowie über den Zustand zahlreicher Friedhöfe in diesen und anderen fremden Ländern dürften für die Leser von größtem Interesse sein. Probenummern versendet die Geschäftsstelle des Bezirks-Verbandes Ruhrgebiet und des Provinzial-Verbandes Westfalen in Gelsenkirchen, Hüttenstr. 43, 1. Etg., Anruf 3791, umsonst u. portofrei. Bestellungen auf die Zeitschrift nimmt die Ortsgruppe Lünen und Umg., Geschäftsstelle Bebelstraße 47 1. Etg., entgegen. Wo solche nicht bestehen, wende man sich an die Geschäftsstelle in Gelsenkirchen. Die Zeitschrift kostet für das halbe Jahr 1 RM, bereits erschienene Nummern werden auf Wunsch nachgeliefert.

* **Reichsbahntarif und Schwerkriegsbeschädigte.** Die von der Reichsbahnverwaltung beabsichtigte Erhöhung des Personentarifs unter gleichzeitiger Schaffung eines Zweiklassensystems hat unter den Schwerkriegsbeschädigten eine erhebliche Beunruhigung hervorgerufen. Seit Jahren genießen die Kriegsbeschädigten, die nach Art ihrer Verletzung oder Gesundheitsschädigung während der Reise sitzen müssen, insofern eine Vergünstigung, als sie auf Grund eines besonderen Ausweises in der 3. Klasse zum Fahrpreis der 4. Klasse, in Schnellzügen außerdem gegen den tarifmäßigen Zuschlag befördert wurden. Auf Grund des künftigen Fortfalls der 4. Klasse befürchten die Schwerkriegsbeschädigten auch einen Fortfall dieser Vergünstigung, bei der in erster Linie die Fahrpreisermäßigung bisher dankbar empfunden wurde. Die Spitzenverbände der Kriegsbeschädigten haben deshalb, wie der Verband der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen des Deutschen Reichskriegerbundes „Kyffhäuser" mitteilt, angeregt, daß die mit einem entsprechenden Ausweis versehenen Schwerkriegsbeschädigten in Zukunft auf Militärfahrkarte befördert werden, und zwar im allgemeinen in einem besonderen Kriegsbeschädigtenabteil der Holzklasse und bei besonders schwerer Beschädigung in der Polsterklasse. Wenn man bedenkt, daß die Schwerkriegsbeschädigten als Soldaten in Erfüllung ihrer Wehrpflicht und bei der Verteidigung des Vaterlandes in den jetzt noch bestehenden Körperzustand versetzt worden sind und ein verbrieftes Anrecht auf den Dank des ganzen deutschen Volkes haben, so kann man ihre Wünsche nur als durchaus berechtigt bezeichnen.

* **Die Landesbank Münster zur Lage des Geldmarktes.** Wie wir schon früher mitgeteilt haben, hat sich die Lage des Geldmarktes um die Mitte dieses Jahres plötzlich sehr ungünstig gestaltet. Man hatte erwartet, daß der Rückgang der Konjunktur eine größere Geldflüssigkeit verbunden mit einer Ermäßigung der Zinssätze mit sich bringen würde. Das ist aber nicht eingetreten. Das Geld ist vielmehr sehr knapp geworden und die Zinssätze befinden sich im Steigen. Wir haben mit Rücksicht auf die Lage des Geldmarktes die Kommunen ausdrücklich davor gewarnt, Unternehmungen in Angriff zu nehmen, bevor die Finanzierung vollständig sichergestellt sei. Wir machen die Beobachtung, daß Kommunen in der Hoffnung auf baldige Besserung der Verhältnisse trotzdem schon Bauten und andere Unternehmungen in Angriff nehmen und sie vorläufig aus Mitteln finanzieren, die für andere Zwecke bestimmt sind und demnächst für diese anderen Zwecke dringlich benötigt werden. Oder sie nehmen Kredite der Unternehmer in Anspruch, die über kurz oder lang gedeckt werden müssen oder sie beschaffen sich kurzfristiges Geld durch Wechsel oder in anderer Weise. Das kann zu großen Mißständen führen. Tatsächlich haben sich bereits solche Kommunen an uns gewendet mit dem dringenden Ersuchen, sie aus solcher Verlegenheit durch Kredithergabe zu befreien. Die Landesbank kommt dadurch in eine sehr üble Lage. Es ist ganz ausgeschlossen, daß wir auch für solche dringenden Fälle jetzt Geld zur Verfügung stellen können. Wir dürfen auch, falls später die Geldverhältnisse besser werden sollten, diese Kommunen nicht vor solchen bevorzugen, die sich vorsichtig zurückgehalten haben. Mit einer Besserung der Geldverhältnisse für dieses Jahr rechnen wir nicht mehr. Wir wiederholen deshalb unsere Warnung, Unternehmungen zu beginnen, wenn nicht vorher die Finanzierung vollständig sichergestellt ist.



Lünen-Brambauer.

§ **Bergmannslos.** Im unterirdischen Betriebe der Schachtanlage 1-2 der Zeche Minister Achenbach verunglückte gestern vormittag der Bergmann Zibell aus Mengede tödlich. Kameraden fanden ihn, nachdem ihn ein Wagen gegen die Wand gedrückt hatte, mit einer Brustquetschung tot vor.

⊙ **Hohes Alter.** Ein besonderer Glücksmonat scheint in unserem Stadtteil der September zu sein, denn soweit wir feststellen konnten, feiern in diesem Monat 6 Mütterchen, die alle über 80 Jahre alt sind, ihren Geburtstag. Heute begeht nun in seltener Frische Frau Söchting ihren 83. Geburtstag. Wer sie kennt und in der letzten Zeit noch gesehen hat, weiß, daß sie noch rüstiger ist, wie manche 50-jährige Frau. Sie erledigt neben Hausarbeiten etc. auch noch die Einkäufe im früheren Dorf, jetzt Stadtteil Lünen-Brambauer, was immerhin schon darum als eine besondere Leistung anzusehen ist, weil Frau S. doch fast an der Grenze zwischen Brambauer und Brechten wohnt, und somit einen verhältnismäßig weiten Weg zum Geschäftsviertel hat. Wir wünschen der lebensmutigen Großmutter auch für die weiteren Jahre Glück und Segen.

\+ **Versetzung.** Der seit langen Jahren an der hiesigen Augusta-Viktoria-Schule tätig gewesene Lehrer W. Daley ist an die Luisen-Schule in Dortmund-Eving versetzt worden.

\+ **Evgl. Kirchenchor.** Die Mitglieder versammeln sich heute abend 7,30 Uhr im Uebungslokal des Evgl. Gemeindehauses. Liebevolle Hände haben die Tische gedeckt und geschmückt zur Begrüßungsfeier des neuen Pfarrerpaares und wird erwartet, daß alles pünktlich zur Stelle ist.

×. **Kuriosum.** Der Weg der großen Mehrheit der Brambauer Bergleute zur Arbeitsstätte auf Schacht 1 und 2 (Minister Achenbach) führt, so unglaublich es klingen mag, über Groß-Dortmund. Diese Tatsache wird den meisten erst jetzt zum Bewußtsein gekommen sein, nachdem die Nachbarstadt Dortmund am Grenzbach bei der Wirtschaft Fels seine Schilder mit der Bezeichnung „Dortmund Reg. Arnsberg" angebracht hat.

§ **Nomadenleben.** Eine Volksgemeinschaft besonderer Art hat seit einigen Tagen im Fichtenbestande an der Mengeder Straße zwischen Fels und Schulte-Strathaus ihr Wanderlager aufgeschlagen. Es ist eine Korbflechtertruppe, die alle defekten Waschkörbe, Schirme und dergleichen wieder gebrauchsfähig machen will. Dieses Handwerk scheint recht einträglich zu sein, da alle erwachsenen Personen rege tätig sind und auch das prachtvolle Pferdematerial die Bewunderung der zahlreichen Passanten erregt.

❖

Kamen, 18. Sept. (Schwer verletzt.) Am Sonntag kam es hier auf der Heerener Straße zu einem folgenschweren Zusammenstoß zwischen zwei Personenautos. Die Verkäuferin Frl. Käthe Brauweiler aus Brambauer befand sich mit einem Auto auf der Fahrt von Soest nach Brambauer, wobei ihr Auto auf genannter Straße von einem entgegenkommenden Auto angerannt wurde. Durch den heftigen Anprall stürzte das Auto, worin sich Frl. B. befand, um, wodurch sie aus dem Auto geschleudert wurde und bewußtlos liegen blieb. Sie wurde in einen Wagen gehoben und dem hiesigen Krankenhaus zugeführt. Wen die Schuld an dem Zusammenstoß trifft, konnte noch nicht festgestellt werden.

❖ **Werne,** Bez. Münster, 18. Sept. (Eine Jahnehrung durch die Stadt.) Der hiesige Turnverein 1903 hat an der Laarstraße die Grundsteinlegung zum Bau einer neuen Turnhalle vorgenommen. Der Schöpfer der deutschen Turnerschaft ist Turnvater



Ein unentbehrliches Nahrungsmittel

aus edelsten Erzeugnissen der Natur, das den verwöhntesten Ansprüchen gerecht wird, ist die neue Marke **„Alma, die Margarine für Alle".**

Sie wird grundsätzlich ohne Zugaben verkauft. Dafür erhält die Hausfrau den vollen Wert des gezahlten Preises in der Qualität der Ware.

Das Pfund kostet nur 85 Pfennig.

ALMA DIE MARGARINE FÜR ALLE

Jahn, dessen 150-jähriger Gedenktag auch in unseren Mauern festlich begangen wurde. In Hinsicht der Würdigung dieses Tages hatte der Turnverein einen Antrag bei der Stadtverwaltung gestellt, die Laarstraße zu Ehren Jahns in Jahnstraße umzubenennen. Die zuständige Polizei- bezw. Stadtverwaltung ist diesem Ersuchen nachgekommen und hat nunmehr davon Kenntnis gegeben, daß die Laarstraße in Zukunft Jahnstraße heiße. In den turnsportlichen Kreisen unserer Stadt herrscht darüber große Freude.

Westfalen und Rheinland.

❖ **Lüdinghausen,** 18. Sept. (Wilddiebereien und kein Ende.) In den benachbarten Waldungen unserer Stadt- und Landgemeinde treiben Wilddiebe nach wie vor ihr übles Handwerk. Insbesondere üben hier Schlingensteller eine abscheuerregende Tierquälerei. Trotzdem mancher unberechtigter Nutznießer der Polizei übergeben werden konnte, häufen sich in letzter Zeit die Wilddiebstähle. Bei der Wilddieberei spielt hier die Gewinnsucht im Verein mit Arbeitsscheu die Hauptrolle. Die milde Bestrafung der Wilddiebe fordert vielfach neue Taten heraus. Der Jagdschutzverein Lüdinghausen hat sich bereit erklärt, um endlich mal den Wilddieben tatkräftig zu Leibe zu rücken, für die Namhaftmachung etwaiger Täter in jedem Falle eine Belohnung bis zu 150 ℳ zu zahlen.

Hamborn, 18. Sept. (Eigenartiger Unglücksfall.) Ein eigenartiger Unglücksfall trug sich auf der Schachtanlage Friedrich Thyssen der Vereinigten Stahlwerke heute zu. Ein Magazinarbeiter, der mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt war, verbrannte den zusammengefegten Müll im Kesselhause. Er hatte jedoch nicht bemerkt, daß sich in dem Müll mehrere Sprengkapseln befanden, die nun bei der Verbrennung explodierten. Der Arbeiter wurde dabei an Kopf, Brust und Händen schwer verletzt, sodaß er ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Sein Zustand ist bedenklich.

Essen, 18. Sept. (Eine Sechzehnjährige überfallen.) Gestern gegen 20,15 Uhr wurde ein 16jähriges Mädchen aus Werden-Land auf dem Wege zur Baldeneyfähre im Ruhrtal, etwa 100 Meter vor der Brücke, von einem noch unbekannten etwa 21 bis 25 Jahre alten Manne überfallen, unter Vorhaltung einer Schußwaffe über den Eisenbahndamm hinweggeschleppt und in rohester Weise vergewaltigt. Der Täter hat dem Mädchen, sobald es sprechen oder rufen wollte, den Hals zugedrückt und mit Erschießen gedroht. Außerdem hat er dem Mädchen wuchtige Faustthiebe an den Kopf und in das Gesicht versetzt. Das Mädchen ist übel zugerichtet. Später hat er sein Opfer wieder über die Bahngleise und über die Straße in den Wald zum Höhenweg hinaufgeschleppt. Er hat das Mädchen über 2 Stunden festgehalten. Sobald Passanten in der Nähe vorüberkamen, hat er dem Mädchen den Hals dermaßen zugedrückt, daß es fast besinnungslos wurde. Der Täter, der mit dem Gelände unbedingt vertraut sein muß, hat bei dem Kampf deutlich sichtbare Kratzwunden im Gesicht davongetragen. Umfangreiche Ermittelungen und Streifen der Kriminal- und Schutzpolizei sind sofort eingeleitet.

35 Jahre D. H. V.

Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband, der im September 1893 gegründet worden ist, sieht nunmehr auf ein 35jähriges Bestehen zurück. Die Gründe der Entstehung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes waren die auch für die Kaufmannsgehilfen immer schwieriger werdenden sozialen Verhältnisse, denen gegenüber die s. Zt. bestehenden paritätischen kaufmännischen Verbände versagten. Es war das Verdienst des D. H. V., daß es ihm gelungen ist, eine Berufsorganisation zu schaffen, die bei zielbewußtem Kampf für Standesinteressen stets einen starken nationalen Aktivismus aufgebracht hat und durch ihr Auftreten erreichte, daß ein nennenswertes Eindringen sozialistischen Einflusses in die Schichten der kaufmännischen Angestellten unmöglich gemacht wurde. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband zählt heute 340 000 Mitglieder. Unter ihnen sind noch viele, die die ersten Gründungszeiten mitgemacht haben. Es ist ein stolzes Gefühl für solche alten Kämpen, Ziel und Wünsche, die man in jungen Jahren gehegt hat, in so reichem Ausmaß erfüllt zu sehen. Nach seinem Rechenschaftsbericht hat der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband im vergangenen Jahre ca. 10,2 Millionen RM. Mitgliedsbeiträge eingenommen. Allein 1,3 Millionen RM. wurden für reine Wohlfahrtszwecke aufgewendet. Die Berufskrankenkasse des D. H. V. zählt über 200 000 Mitglieder. Die Sparkasse des D. H. V. hatte bereits Ende 1927 einen Einlagebestand von 18,4 Millionen RM. erreicht. Das Lebensversicherungsgeschäft des vom D. H. V. geschaffenen Deutschnationalen Versicherungsringes hatte bereits Ende 1927 eine Versicherungssumme von ca. 200 Millionen RM. erreicht. Die vom D. H. V. mitgegründete Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten Heimstätten, mit ein persönliches Werk des jetzigen Verbandsvorstehers des D. H. V., Hans Bechly, hat bis zum Ende 1927 den Bau von 10 000 Wohnungen und Heimstätten für Angestellten vollendet.

Wie stark auch die geistigen Bewegungskräfte sind, die in der Bewegung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes sich regen, davon hat die Oeffentlichkeit mehrfach Beweise erhalten. An den Auseinandersetzungen, die sich zur Zeit in den bürgerlichen Parteien über den Miteinfluß der Arbeitnehmer abspielen, sind bekanntlich auch verschiedene Führer des D. H. V. beteiligt.

Turnen / Spiel / Sport

Sportbericht vom 16. Sept. 1928

Kraftsportverein 21 — Düsseldorf 11:17.

Sonntag, den 16. September, fand der fällige Retourkampf gegen Düsseldorf statt und wiederum mußten sich die Lüner der erfahrenen Mannschaft der Düsseldorfer beugen. Die Pause wurde ausgefüllt durch Jiu-Jitsu der Elberfelder. Gezeigt wurden Abwehrgriffe bei jeglichen Angriffen mit dem Stuhl, dem Stock, dem Gummischlauch, dem Messer, Revolver und sonstigen Gegenständen. Alsdann erfolgte ein Jiu-Jitsu-Kampf, welchen der Elberfelder Schäfer gewann. Pittham Düsseldorf zeigte zum Schluß Muskelposen, welche von dem zahlreich erschienenen Publikum mit reichem Beifall aufgenommen wurden.

Der Kampfverlauf:

Fliegengewicht: Förster-Düsseldorf kann angeblich infolge Armverletzung nicht antreten, somit fallen Zimmer-Lünen die Punkte zu. — Alsdann ringt Zimmer-Lünen gegen den Elberfelder Richter. Nach technisch schönen Kämpfen trennen sich Beide „unentschieden".

Bantamgewicht: Hier muß Tiemann-Lünen gegen den langen Born-Düsseldorf durch seitlichen Ueberwurf eine Niederlage einstecken. Im zweiten Gang versucht Tiemann verlorenes wieder gut zu machen indem er dauernd angreift, jedoch reicht es nur zum „Unentschieden".

Federgewicht: Schüßler-Lünen ringt in beiden Gängen ganz auf Sieg; jedoch versteht sein Gegner Richling-Düsseldorf auch zu kämpfen und somit lieferten sie die technisch schönsten Kämpfe des Tages, aber „unentschieden".

Leichtgewicht: Meyer-Lünen kann gegen den kleinen aber kräftigen Gegner Schnabel-Düsseldorf nichts ausrichten. Beide Gänge „unentschieden".

Mittelgewicht: Gundlat-Düsseldorf siegt über den bedeutend leichteren Billeb-Lünen in 9 Minuten durch Schulterschwung, im 2. Gang nach 4 Minuten durch Eindrücken der Brücke.

Schwermittelgewicht: Luzowski-Lünen mußte infolge Fußverletzung nach 4 Minuten den Kampf aufgeben. Die Punkte fallen Pitthan-Düsseldorf zu.

Schwergewicht: Sievers-Lünen, welcher sich in sehr guter Form befindet, ringt nach abwechslungsreichem Kampf gegen den 2. deutschen Meister Oleynik-Düsseldorf „unentschieden".

❖

Turn- und Ballspielvereinigung von 1862 Lünen.

Handball.

Mit dem kommenden Sonntag eröffnet obiger Verein den Reigen im diesjährigen Handballspiel. Die 1. Mannschaft wurde zu einem Gesellschaftsspiel nach Lünen-Süd, anläßlich einer Jubiläumsfeier verpflichtet. Polizeisportverein Dortmund heißt der Gegner. Das Spiel findet auf dem Sportplatz an der Bebelstraße in der Nähe der Wirtschaft Hagedorn statt. Für die neu aufgestellte Mannschaft der hiesigen Turn- und Ballspielvereinigung wird dieses Spiel eine Vorprüfung für die diesjährigen Meisterschaftsspiele, welche am 30. Sept. 1928 auf dem hiesigen Schützenplatz beginnen, sein. Die alte Mannschaft ist durch Abgang einiger Spieler neu aufgefrischt worden. Hoffentlich wird sich die Mannschaft in der höchsten Klasse der deutschen Turnerschaft (Kreisklasse), in die sie durch den vorjährigen Gaumeistertitel aufgestiegen ist, würdig erweisen. Beginn des Spieles wird noch bekannt gegeben. Die Mannschaftsaufstellung ist zu ersehen im Schaukasten der Turn- und Ballspielvereinigung.

Die Jugend fährt Sonntag mit dem Autobus 3,05 Uhr nachmittags nach Lünen-Brambauer und wird dort ein Freundschafsspiel austragen. A. H.

❖

Brieftauben-Sport.

Am Sonntag, den 16 Sept. hatte die Reisevereinigung „Viktoria" Lünen ihren letzten Preisflug ab Lehrte 190 klm. für junge und alte Tauben. Bei schönem Wetter wurden die Tauben am Sonntag 10,20 Uhr losgelassen und gegen 1 Uhr erreichten die ersten Preistauben die Heimat. Die letzte Preistaube wurde 1,15 Uhr bestätigt. Dieser Flug war einer der schnellsten Flüge in diesem Jahre, denn die Preistauben hatten eine Fluggeschwindigkeit von 70—75 klm in der Stunde. Die 196 Preise für junge Tauben waren in 14 Minuten, die der alten Tauben in 16 Minuten vergriffen (177 Preise).

Die Besitzer der ersten fünf jungen Tauben sind die Herren: 1. Walla, Verein Kolumbia. 2. Schulz-Kersenbrock, Verein Lippebote. 3. Kranemann, Verein Wethmar Auf zur Heimat. 4. Teichwart, Verein Fliege munter. 5. Jockenhövel, Verein Hafenpost. Die Besitzer der ersten fünf alten Tauben sind die Herren: 1. Ecky, Verein Horstmar Vereinte Freunde. 2. Machentanz, Verein Heimkehr, Lünen-Derne. 3. Sobecki, Verein Reisetaube. 4. Schulz-Kersenbrock, Verein Lippebote. 5. Hille-Leistenschneider, Verein Kanone.

Eine kleine Dauerschwimmerin.



Mary Nona Bennett, die unser Bild zeigt, die sechsjährige Tochter von John Paul Bennett in Newyork, schwamm ohne Pause 3 Kilometer in 2 Stunden 26 Minuten. Sie hätte diese Leistung angeblich noch überbieten können, wenn ihre Mutter es gestattet hätte.

Haymann nimmt Croßley an.

Der Kampf steigt am 30. September in der Westfalenhalle.

Der Dortmunder „Westfalenhalle" ist es gelungen, den Kampf Haymann — Croßley für den 30. September ohne große Schwierigkeiten zusammenzubringen. Der Engländer fühlt sich durch das Urteil beim ersten Kampf mit Recht benachteiligt und freut sich auf eine Wiederbegegnung, während Haymann als deutscher Meister anerkennenswerter Weise keinen Grund sucht, ihm diese zu verweigern. Croßley ist ein geschickt borender und äußerst tapferer Bursche, der dem deutschen Meister allerhand zu schaffen machen wird.

Das Rahmenprogramm steht noch nicht fest, sieht aber weitere deutsch-englische Begegnungen vor.

❖

Westfalen-Turnier.

Das diesjährige Reit- und Fahrturnier findet vom 15.—20. November 1928, veranstaltet vom Dortmunder Reiterverein, in der Dortmunder Westfalenhalle statt. Die Abwicklung des Turniers wird nach ganz neuen Gesichtspunkten erfolgen. Die Ausschreibungen lassen sowohl bei den turniermäßigen wie auch bei den Wettbewerben der ländlichen Reitervereine nur Spitzenleistungen erwarten. Das Westfälische Kaltblut-Pferd wird zum ersten Male bei einem Turnier gezeigt werden. Besondere Erwartungen kann man auch an die diesjährigen Schaunummern stellen. — Also ein Turnier in ganz großem Rahmen, das durch seine Vielseitigkeit diesmal besonders das Interesse der breitesten Bevölkerungsschichten erwecken wird, zumal der Termin für die ländliche Bevölkerung äußerst günstig liegt.



33. (Nachdruck verboten.)

Ulla tat überlegen, die Wirkung ihrer Worte auf Werner beobachtend. „Dein Vorgehen hat den Beigeschmack des Lächerlichen, Kleinlichen, und dem wollen wir uns doch nicht aussetzen! Da wir übereingekommen sind, uns zu trennen — sei es ohne Groll und Aufsehen, in Frieden, wie es vernünftige Menschen tun, die eingesehen haben, daß sie nicht mehr zusammen passen! In einer Hinsicht bin ich froh, daß wir diese Gelegenheit, uns auszusprechen, gefunden haben, — denn das gezwungene Verhältnis, wie es besonders nach dem Tode deiner Mutter zwischen uns bestanden hat, wäre auf die Dauer doch nicht mehr lange zu ertragen gewesen — es hätte uns seelisch aufgerieben! Und du, Werner — wenn du offen und ehrlich sein willst, mußt du mir doch recht geben —"

In Ullas hastigem, überzeugenwollendem Reden war aber etwas Unechtes, Ueberstürztes, was Werner wohl fühlte, wenn er ihr in manchem Punkt auch nicht unrecht geben konnte.

„Du bist ein gar beredter Anwalt in eigener Sache, Ulla. Dennoch kannst du mich nicht überzeugen, daß die Beziehungen zwischen dir und Dr. Lezius wirklich so harmlos und unbefangen sind, wie du sie mir hinstellst."

„Ich habe keinen Grund, vor dir in irgendeiner Weise zu erröten!" sagte sie bestimmt in dem Bewußtsein, in ihrem Sinne damit keine Unwahrheit auszusprechen. „Gehe bin zu Dr. Lezius, frage ihn selbst! Ich fürchte, er wird an deinem Verstande zweifeln, und gar, wenn du ihm eine Forderung zuschickst — nein, mein Lieber, lächerlich willst du dich doch nicht machen! Frage auch einen Rechtsanwalt, ob das Zusammentreffen mit einem bekannten Herrn in einer Sommerfrische Grund zu einer Ehescheidung ist — er wird dich nach Hause schicken."

Der Gedanke tauchte in ihm auf, ob es nicht klüger war, nicht weiter nachzuforschen und die Sache auf sich beruhen zu lassen, da sie sich doch trennen wollten. Er hatte nicht geglaubt, daß Ulla so bereitwillig auf seinen Vorschlag eingehen würde. Aber der nagende Zweifel quälte ihn, daß sie seine Ehre doch nicht rein gehalten — für einen Mann ein unerträgliches Bewußtsein! Er trat dicht vor sie hin und sah sie durchbohrend an.

„Kannst du schwören, daß zwischen dir und Dr. Lezius wirklich nichts vorgekommen ist, was ich nicht wissen darf?"

„Reichlich abgeschmackt und komödienhaft dein Verlangen, mein Lieber!" dachte sie spöttisch, und ohne zu zögern sagte sie: „Ich schwöre es sogar bei meinem Leben! — Nun wirst du doch hoffentlich zufrieden sein — mein Leben setz ich dir zum Pfande!"

Ein kleines Lächeln, einem Schlänglein gleich, huschte um ihren Mund.

Er atmete schwer. Er sah seine Frau an — ein Rätsel war sie ihm — könnte er wissen, was in ihr vorging! Trotz ihres feierlichen Schwurs konnte er ihr nicht glauben. Das unruhige, flackernde Licht in ihren Augen, ihr haftiges Sprechen — nein, so sah keine aus, die die Wahrheit sprach!

Er mußte Gewißheit haben — er mußte!

Mit versteckter Angst beobachtete ihn Ulla. Worüber sann er nach? Was hatte er im Sinne? Ohne ihr zu antworten, ging er hinaus, wie einem plötzlichen Gedanken nachgebend.

Sie überlegte kurz. Dann hielt die Unruhe sie nicht länger im Zimmer. Sicher beabsichtigte Werner etwas!

Sie folgte ihm.

Er stand vor dem Telephon auf der Diele — da wußte sie, was er wollte: er wollte Dr. Lezius sprechen, und das mußte unter allen Umständen vermieden werden, ehe sie sich nicht mit Gerhard verständigt hatte — auf keinen Fall durften dessen Aussagen von den ihren abweichen!

„— — Herr Doktor Gerhard Lezius selbst am Telephon? Ja? Hier Doktor Eckardt — —" hörte Ulla den Gatten sagen. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen! Sie trat zu ihm. „Was willst du, Werner?"

Er achtete nicht auf sie. — — „Darf ich Sie um eine kurze Unterredung bitten? Ja — — noch heute abend. Ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen."

Da stellte sich Ulla dicht neben ihn an den Apparat und fiel ihm ins Wort, ihn so am Weitersprechen hindernd.

„Hast du meinen Worten noch nicht geglaubt, Werner? Willst du mich brüskieren und Herrn Doktor Lezius beleidigen auf eine boshafte Verleumdung hin? Unerhört!"

Sie sprach so laut und deutlich, daß der Angerufene sie hören und, wenn er nicht ganz schwer von Begriff war, verstehen mußte, was sie meinte.

Werner hatte sofort Ullas Absicht erfaßt — sie wollte den Mitschuldigen auf diese Weise warnen, da es ihr anders nicht mehr möglich war. Er war voller Zorn, und unsanft stieß er sie von sich, um weitersprechen zu können — — da hörte er einen Schrei, einen dumpfen Fall —

Erschreckt wandte er sich um — Ulla lag am Boden. Sie war auf dem spiegelglatten Parkett ausgeglitten und gefallen, und zwar mit dem Hinterkopf so unglücklich auf die scharfe Kante des Heizkörpers, daß sie eine schwere Hinterkopfverletzung erlitten, wie er zu seiner größten Bestürzung feststellen mußte.

Bewußtlos lag sie da — das blonde Haar vom rinnenden Blut durchfeuchtet — ein erschütternder Anblick für den Mann, der sich um sie bemühte — —

Und plötzlich kam ihm der Gedanke: sie hatte geschworen. Bei ihrem Leben.

Gottes Gericht!

„ — — Nun wirst Du vielleicht begreiflich finden, daß meine Glückwünsche zu Deiner Verlobung erst jetzt in Deine Hände kommen, lieber Karlo. Dieser Brief ist der erste, den ich nach vielen Wochen einsamer Wanderungen heute schreibe. Du hast mich sicher für unhöflich gehalten — aber wenn man sich keine Post nachschicken läßt — —!

Ich hoffe, Dir in Kürze meine Glückwünsche mündlich wiederholen zu können. Am 20. ds. komme ich nach J. zurück, möchte mich dort aber höchstens nur zwei Tage aufhalten.

Nun habe ich eine große Bitte: kannst Du nicht ebenfalls nach J. kommen? Ich will nämlich meinen Haushalt so schnell wie möglich auflösen, da ich in keinem Stück an die Vergangenheit erinnert werden will! Für das, was ich vorhabe, brauche ich nichts davon.

Sehr dankbar wäre ich Dir, wenn Du mir da ein wenig behilflich sein könntest!

Manches hätte ich mit Dir zu besprechen, das sich mündlich besser als schriftlich erörtern läßt.

Ich habe mir für mein künftiges Leben einen Plan gemacht, der mir vielleicht die Ruhe geben wird, die ich in den Monaten meiner Reise doch nicht habe finden können.

Für heute genug davon, da ich auf ein baldiges Wiedersehen hoffe.

Mit meinen besten Grüßen an Deine Schwester und an Deine Braut bin ich

Dein Werner."

Karlo hatte schweigend den Brief auf die Nähmaschine gelegt, vor der Elisabeth saß und ebenso schweigend las sie das Schreiben.

„Für das, was ich vorhabe —"

Ihre Augen blieben auf diesen Worten haften.

Was hatte er wohl vor? Schwer fiel es ihr aufs Herz — wollte er aus dem Lande gehen?

Niemals würde sie ihn wiedersehen — ihn, dem ihr ganzes tiefstes Gefühl galt, wenn er sie auch nicht liebte — doch echte Liebe kann ja auch ohne Gegenliebe bestehen —! Tränen verdunkelten ihr den Blick und traurig starrte sie vor sich hin. Der Sonne heller Schein, der durch das Fenster ins Zimmer flutete, tat ihr weh.

Sie stand auf, um die Vorhänge zuzuziehen.

Vor dem Fenster blühten rote und weiße Geranien in üppiger Pracht; sie neigte sich darüber und zupfte einige welke Blätter ab. Sie brauchte einige Minuten der Sammlung, ehe sie unbefangen mit dem Bruder über den Brief zu sprechen vermochte. Zu ihrer Erleichterung sah sie da eben ein junges Mädchen mit einem Körbchen am Arm die Gartenpforte öffnen.

„Bertha kommt!" rief sie dem Bruder zu, über dessen Gesicht bei diesen Worten eine freudige Röte lief. Er ging sofort hinaus, der Braut entgegen, und Elisabeth konnte beobachten, wie beglückt beide sich begrüßten.

Wie froh und beruhigt war Elisabeth doch, daß Karlo in Bertha Höger, der Schwester des Pfarrers das Wesen gefunden, das sie für ihn gewünscht!

Wenn er die Liebe zu Ulla nicht ganz überwunden, würde er niemals daran gedacht haben, um eine andere und gerade um Bertha zu werben, die ein ganzes ungeteiltes Herz verdiente!

Elisabeth sah in Bertha, dem hübschen, blonden, rotbackigen, resoluten Mädchen mit dem geraden, ehrlichen Sinn und der frischen lebhaften Art sowie den hervorragenden Hausfrauentugenden die glücklichste Ergänzung zu dem noch immer ein wenig schwerfälligen Bruder!

Elisabeth hatte es auf geschickte Art verstanden, Karlo dahin zu bringen, endlich das bedeutungsvolle Wort zu sprechen, auf das Bertha, die ihn liebte, schon lange wartete!

Elisabeth nahm schnell Werners Brief, ihn nochmals durchzulesen. Im Geiste sah sie ihn so deutlich vor sich. Was mußte der Mann in den letzten Monaten durchgemacht haben!

Sie erinnerte sich genau noch des Tages, an dem die Anzeige von Ullas Tode sowie sein Brief eingetroffen war.

Ulla tot — — sie konnte es nicht fassen!

Sie starrten auf das schwarzgeränderte Papier, ehe sie sich entschließen konnten, Werners Brief zu lesen! Kurz teilte er ihnen mit, daß seine Frau an den Folgen eines Falles gestorben sei, zu dem er die Veranlassung gewesen! Er habe sofort eine gerichtliche Untersuchung gegen sich beantragt gehabt, doch obwohl diese seine gänzliche Schuldlosigkeit an Ullas Tod erwiesen, habe er dennoch keine Ruhe! Er wolle eine Zeitlang auf Reisen gehen, und er hoffe, daß die alten Freunde ihm die alte Freundschaft auch für die Zukunft bewahren würden — denn er habe niemanden mehr als sie, und das Bewußtsein sei so beruhigend, wenigstens ein paar Menschen zu haben, zu denen man flüchten könne, wenn das Gefühl der Vereinsamung zu drückend werden würde — „alles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht!"

Wie betäubt waren die Geschwister gewesen, als sie diesen Brief gelesen. Sofort war Karlo zu Werner geeilt und hatte das beglückende Gefühl haben dürfen, daß seine Gegenwart dem Freunde so überaus wohl getan! Sehr erschüttert war er zurückgekehrt, mit fast fieberhafter Ungeduld von Elisabeth erwartet, die darauf brannte, Näheres zu erfahren. Heiligstes, tiefstes Weiberbarmen füllte ihr Herz. Vergessen war alles, was er ihr, im Rausche seiner Leidenschaft für Ulla angetan — sie hätte bei ihm sein, ihm helfend zur Seite stehen mögen — ohne eigene Wünsche für sich!

Und nun würde er fortgehen! Ach, sie verstand so zwischen den Zeilen seines Briefes zu lesen! Ein klarer Tropfen löste sich da von ihren Wimpern, und sie fühlte es naß über ihre Wangen rinnen.

Erschreckt über sich selbst, griff sie hastig nach ihrer Arbeit, und rasselnd klang die Nähmaschine unter ihren flink tretenden Füßen.

(Fortsetzung folgt.)



Tagessprüche.

Was wir im Kampf und Arbeit gewonnen, das halten wir fest! Bismarck.

*

Hast du die Macht, dann hast du das Recht auf Erden. Chamisso.

*

Will eignes Leid zu sehr dein Herz bedrücken, dann laß dein Aug' auf fremdes Leid nur blicken. So trefflich kann dich nichts vergessen lehren, als das Bemühen, fremdes Leid zu wehren. Kaiserin Friedrich.

*

Man muß sich von seinen Pflichten nicht überraschen lassen, sondern sich auf die Erfüllung herannahender Pflichten vorbereiten. Haushofer.

*

Im Takte fest, im Tone rein, laßt unser Tun und Singen sein. Haßler.

*

Ein fester Blick, ein hoher Mut, die sind zu allen Zeiten gut. Bechstein.

*

Eile nicht zu sehr, wenn du etwas unternehmen willst, hast du aber etwas angefangen, so vollende es standhaft. Bias.

Geschichtliches.

Der Weg nach Moskau. Am 30. Juni 1812, kurz vor dem endgültigen Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Napoleon und Rußland, schickte Kaiser Alexander den General Balaschew zu Napoleon, der damals im Wilnaer Schlosse wohnte, um einen letzten Vermittlungsversuch zu unternehmen. Gleich hinter den französischen Vorposten stieß Balaschew auf den Schwager Napoleons, Joachim Murat, den König von Neapel. Murat, der ein entschiedener Gegner des gegen Rußland geplanten Feldzuges war, bei Napoleon aber in dieser Beziehung nichts auszurichten vermochte, begrüßte Balaschew sehr freundlich, riet ihm aber auch gleichzeitig von jedem neuen Vermittlungsversuch ab. „Der Kaiser ist in schlechtester Laune. Sie werden nicht das geringste erreichen."

Wenig hoffnungsfreudig setzte der russische Abgesandte seinen Weg fort. Napoleon empfing ihn in einem großen Saal des Schlosses, den er sich als Arbeitszimmer eingerichtet hatte. In der Mitte des weiten Raumes waren mehrere Tische zusammengeschoben, und darauf lag eine Karte von Westrußland, die Napoleon in besonders großem Maßstabe hatte anfertigen lassen. Er stand auf der einen Seite des Kartentisches, neben ihm zwei seiner Generale und sein Leibstallmeister Caulaincourt, auf der anderen der russische Abgesandte.

Nachdem Balaschew sich seines Auftrages entledigt hatte, sagte Napoleon kurz: „Ich bedaure, auf die Vorschläge Seiner Majestät des Zaren nicht mehr eingehen zu können." Dann trat er ganz dicht an die Karte heran und fragte den russischen General, indem er mit dem Finger auf Moskau wies: „Welches ist der beste Weg nach Moskau, General?"

Der Russe richtete sich bei dieser offenbar beabsichtigten Beleidigung höher auf, und mit einer Schlagfertigkeit, die der Korse sicher nicht erwartet hatte, erwiderte er: „Nach Moskau führen viele Wege. Karl XII. von Schweden wollte über Poltawa dorthin."

Bekanntlich erlitt der kriegerische Schwedenkönig bei Poltawa eine vernichtende Niederlage.

Napoleons blasses Gesicht rötete sich bei dieser versteckten Drohung vor Zorn. „Caulaincourt", wandte er sich an seinen Stallmeister, „lassen Sie die Pferde des Herrn vorführen."

Damit war der letzte Versuch, den drohenden Krieg abzuwenden, gescheitert.

Gesundheitspflege.

Ein neues Mittel, Schlaf zu erregen, gibt Professor Laborde in Paris an. Bei seinen Untersuchungen über den Einfluß der Zungennerven auf die Atmung konnte er feststellen, daß, wenn man die Zunge im gleichen Rhythmus mit der Hand hervorzieht und wieder in den Mund gleiten läßt, durch diese Bewegungen zuerst mehrfaches Gähnen erzeugt wird und allmählich und unmerklich ein ruhiger, fester Schlaf. Laborde sah in allen und gerade auch schwersten Fällen von Schlaflosigkeit sein Mittel von Erfolg gekrönt. Jedenfalls ist es billiger als Doktor und Arzneien und deshalb sei es zu einem Versuch empfohlen.

Frauen-Rundschau.

Die „Amerikanische Gesellschaft zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen durch Frauen" hat der Pariser Chemikerin Frau Prof. Dr. Ramart-Lucas sowie Frau Prof. Dr. Liese Meitner, die im Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem sich mit Radiumforschungen beschäftigt, einen Preis von je 2000 Dollar zugesprochen. Es ist bemerkenswert, daß der Preis seit 1913 schon vierzehnmal ausgeschrieben wurde, aber erst sechsmal verteilt worden ist.

Allerlei.

Ueber 100 000 deutsche Studenten. Die Gesamtzahl der immatrikulierten Studierenden an den wissenschaftlichen Hochschulen im Deutschen Reiche betrug im Sommersemester 1927 101 436, im Wintersemester 1927/28 101 657. Damit ist zum erstenmal die 100 000 überschritten. Die Ziffer kennzeichnet den immer größer werdenden Andrang zum wissenschaftlichen Studium. Und wenn auch die meisten von diesen 100 000 nur die betriebliche Aussicht haben, das geistige Proletariat zu vermehren, so kann man es immerhin begrüßen, daß noch soviel Streben und ernster Wille zur geistigen Fortbildung besteht.

Ein seltenes Engagement. Der Berliner Kapellmeister Gustav Gottschalk hat ein ebenso seltsames wie ehrenvolles Engagement erhalten. Er ist von dem Maharadschah von Patiala, der sich augenblicklich in Berlin aufhält, mit 60 Berliner Musikern nach Indien verpflichtet worden. Die deutschen Musiker werden, da der Vertrag für drei Jahre gilt, ihre Familien mitnehmen. Jedem einzelnen Musiker sind freie Wohnung und etwa 1000 Mark Monatsgehalt und freie Reise gewährt worden. Kapellmeister Gottschalk erhält ein monatliches Gehalt von 3000 Mark, ferner ist ihm eine Villa, Pferde, ein Auto und ein — Elefant zur Verfügung gestellt worden.

Eine Lehrerin wegen anonymer Briefe in die Verbannung geschickt. In Mondovi in der italienischen Provinz Piemot wurden zwei Jahre lang die Einwohner durch anonyme Briefe ungeheuerlich belästigt und gegeneinander aufgehetzt. Alle Bemühungen, den Briefschreiber zu ermitteln, waren vergeblich, bis zu allgemeinstem Erstaunen der Verdacht sich auf eine Elementar-Lehrerin im Orte richtete, die schließlich auch bald überführt werden konnte. Die Bevölkerung nannte sie fortab „Königin der anonymen Briefe", das Gericht aber war weniger poetisch und verurteilte die sonderbare Erzieherin zu zweijähriger Verbannung auf eine Insel.

Ehrensold für einen russischen Erfinder. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der Rat der Volkskommissare dem Erfinder auf dem Gebiete des Luftfahrtwesens, Sielkowski, auf Lebenszeit eine monatliche Rente von 225 Rubel bewilligt.

Ueber 400 000 Preisbewerber. In den Vereinigten Staaten gibt es einen „National-Verband der Holzwaren-Fabrikanten". Dieser Verband beschloß, Stimmung für einen größeren Verbrauch von Holzwaren zu machen und zu diesem Zweck Preise von 5000 Dollar und mehrere andere von 3000 2000, 1000 usw. Dollar auszusetzen für ein Schlagwort zur Empfehlung von Holzwaren. Die Idee fand Beifall, denn die Preisrichter hatten mehr als 400 000 Einsendungen zu prüfen. Das dauerte beinahe ein Jahr. Den 1. Preis erhielt der Einsender des Schlagwortes: „Holzwaren, bewährt in Jahrhunderte langem Dienst." Andere prämiierte Sätze lauteten: „Benutze alles aus Holz, die Natur erneuert es". „Es gibt Holz für jeden Gegenstand" usw. Das sind gewiß sehr geistreiche Lösungen des Problems.

10 000 Dollors für einen Affenbiß. Ein amerikanisches Gericht hatte kürzlich darüber zu entscheiden, wie hoch ein Affenbiß zu entschädigen ist. Der Vorfall eignete sich in dem Broadmoor-Hotel in Colorado-Springs (Colorado). Ein Junge war als Hotelgast von dem kleinen Affen, den das Hotel zur Unterhaltung seiner Gäste hielt, in die Nase gebissen worden. Seine Mutter, Frau McConnell aus Neuyork klagte auf 100 000 Dollars Schadenersatz. Das Gericht erkannte auf 10 000 Dollars. Auch so noch ein teurer Affenbiß!

Zum Kapitel „Volksnot und Militarismus" paßt sehr gut eine Nachricht aus Holländisch-Indien. Dort ergeht es den Plantagenbesitzern, fast nur Eingeborenenbetriebe, ganz so wie in Deutschland unseren Landwirten. Müßernten, drückendste Steuerlasten. Weder die Produzenten noch die Arbeiter können sich ihres Daseins freuen, an Sparen ist gar nicht zu denken. Nun streikten jüngst, der bitteren Not gehorchend, 600 000 Plantagenarbeiter. Was macht die Regierung? Anstatt den Notleidenden aufzuhelfen, gibt sie zwecks Bestrafung der verzweifelten Menschen flugs 2,2 Millionen Gulden mehr als bisher für die Justiz aus und 7 Millionen mehr als bisher für das Heer. Für die Förderung, der für den Staat so ungemein wichtigen Gummi- und Zukkerplantagen war nicht ein Pfennig übrig, lediglich für Verbesserung des niederen Schulwesens setzte man noch eine halbe Million Gulden, ein, und 800 000 Gulden zur Verbesserung der im Lande ganz entsetzlichen Wohnverhältnisse.

Die Polizei und der Geisterspuk. In dem indischen Staate Heiderabad hat die Polizei beschlossen, einem unheimlichen Geisterspuk die Stirn zu bieten. Die Bevölkerung des Staates befindet sich im Nalguda-Distrikt in großer Erregung, weil sie der Ansicht ist, daß der böse Geist, genannt Bhanamati, unter ihnen umgeht. Er soll dafür verantwortlich sein, daß dem Ehepaar Jaffar Hussain drei Kinder auf geheimnisvolle Weise verschwunden sind. Der junge Sprößling kam jedesmal zwei Wochen nach seiner Geburt abhanden, während die Eltern sich mit ihm in einem dicht verschlossenen Zimmer befanden. Die Mutter erzählt, sie habe sich jedesmal in einem halbbewußtlosen Zustande befunden und in den beiden ersten Fällen den traumhaften Eindruck gehabt, als seien zwei Männer mit gezückten Schwertern in das Zimmer eingedrungen und nach dem Raub des Kindes wieder verschwunden. Im letzten Falle soll nach ihrem Eindruck eine Räuberin die Tat verübt haben. Türen und Fenster waren aber jedesmal dicht verschlossen und man fand auch keine Zeichen eines gewaltsamen Einbruchs. Die drei geheimnisvollen Fälle ereigneten sich in den Jahren 1923, 1925 u. 1926. Die Frau fühlt sich nunmehr wieder Mutter und ist in größter Sorge, ihr Kind abermals zu verlieren. Die Behörde will nach dem Bericht des indischen Blattes Pioneer diesmal Klarheit schaffen und hat die Frau unter Polizeischutz nach Heiderabad bringen und dort in einem Entbindungsheim unterbringen lassen. Die Polizei wird die Mutter und das zu erwartende Kind auf das schärfste bewachen. Die Eingeborenen schütteln allerdings bedenklich den Kopf. Bhanamati, so sagen sie, ist mächtiger als die Polizei.

Europa wird immer kälter! Das behaupten nicht nur die bekannten „ältesten Leute", die Wunderdinge von den schönen Sommern und besonders den Hundstagen früherer Jahrzehnte erzählen, sondern auch die strenge Wissenschaft hat es „amtlich" festgestellt. Der bekannte französische Astronom Flammarion hat sich auch dieser Sache mit besonderem Eifer angenommen und eine Arbeit darüber veröffentlicht. Danach hat Frankreich schon viele Jahren unter einer abnorm kühlen Witterung zu leiden gehabt, die durchschnittlich 1 Grad unter der sonstigen Normaltemperatur zurückblieb. Auch für Deutschland, Oesterreich, Belgien, Spanien und Italien hat er eine Abnahme der Normaltemperatur im gleichen Verhältnis nachgewiesen. Der vergangene „Frühling" hat die Untersuchungen Flammarions aufs neue bestätigt. Vielleicht haben wir in 1000 Jahren überhaupt keinen Frühling mehr in der kalendarischen Frühlingszeit!

Angelas Heirat.

Roman von L. G. Moberly.

(Nachdruck verboten.)

(17. Fortsetzung.)

Es kostete Rolf große Mühe, ihn zu überreden, daß es besser sei, wenn er nicht jetzt gleich ins Ministerium gehe, um sich zurückzumelden und dem Geheimrat die sonderbare Geschichte von seiner Heimkehr und dem rätselhaften Gedächtnisschwund zu erzählen. Er riet ihm, sich erst von seiner Krankheit kurieren zu lassen, ehe er seinen alten Chef aufsuchte; denn, meinte er, es könne ihm in seiner Karriere schaden, wenn man im Amt von seiner Gedächtnisschwäche Kenntnis bekäme. Und schließlich fügte sich Martens, wenn auch nicht so leicht, wie er dies jetzt meist zu tun pflegte.

Und nun kam ein Tag, an dem, wie Stern es schon einmal ausgedrückt hatte, der Teufel selbst ihm in die Hände arbeitete. Es war der vierte Tag, seitdem er Martens heimlich bei sich versteckt hielt, und er begann schon an der Ausführung des Planes zu verzweifeln, der ihm zuerst so außerordentlich leicht geschienen, als er einen Brief erhielt, der seine Pulse schneller schlagen ließ und ein triumphierendes Lächeln auf seine Lippen rief. Der Brief war von einem alten Universitätsfreund, namens Robert Waag. Als junger Student war Waag ein angenehmer, sympathischer, weil immer lustiger Kamerad gewesen, aber in den letzten drei oder vier Jahren hatte Stern ihn aus den Augen verloren, und zwar lag dieser Entfremdung seinerseits Absicht zugrunde.

Rolf Stern war in der Auswahl seiner Freunde immer sehr empfindlich und schwer zu befriedigen gewesen. Er selbst lebte äußerst mäßig und verachtete Menschen, die sich von ihren Leidenschaften beherrschen ließen. Aber in der Studentenzeit hatte er sich zu Waag hingezogen gefühlt, weil dessen unverwüstlich gute Laune ihn fesselte, und sein leichter Sinn, den man damals noch nicht eigentlich Leichtsinn nennen konnte, ihn amüsierte. Er glaubte damals, die Fehler des jungen Mannes entsprängen nur jugendlichem Uebermut und würden sich mit der Zeit bessern, wenn Waag älter und vernünftiger wäre. Aber dies war nicht der Fall.

Als Waag die Universität verließ, warf er nicht, wie Stern erwartet hatte, die Sünden und Torheiten des Studentenlebens hinter sich, sondern im Gegenteil, er überließ sich ihnen mehr und mehr, und sie wuchsen üppig und faßten tief Wurzel in seinem schwachen, haltlosen Charakter.

Rolfs Jugendfreundschaft für ihn verwandelte sich daher allmählich in kaum verhehlte Verachtung. Er war einer von den Menschen, die die Sünden anderer gern vergeben, ja alles tun, um ihnen herauszuhelfen, sobald die Sünder selbst das Bestreben zeigten, aus dem Pfuhl, in den sie geraten, auf den reinen und geraden Weg zu gelangen. Aber Waag war keiner von denen, er liebte es, sich im Schlamm zu wälzen und machte aus seiner Vorliebe für die Treber, die er mit den Schweinen teilen mußte, gar kein Hehl.

Und so war es gekommen, daß die Wege der beiden immer weiter auseinander gegangen waren, und daß Stern für die Bettelbriefe, die ihn von Zeit zu Zeit von der Hand des alten Universitätsfreundes erreichten, nur noch ein mitleidig verächtliches Achselzucken hatte, wenn er auch seine Bitten um Darlehen, die nie zurückgezahlt wurden, meistens befriedigte. Auch heute, als er die Schrift Waags erkannte, schob er den Brief zuerst nachlässig beiseite in der Meinung, es werde ja doch wieder nichts anderes sein, als eine Bitte um Geld.

Rolf hatte sich schon manchmal gewundert, daß Robert Waag, nachdem er verschiedentlich durchs Examen gerasselt, es schließlich doch noch zum Doktor der Medizin gebracht und er beneidete die Kranken nicht, die sich dem „betrunkenen Kerl", wie er ihn nannte, anvertrauen mußten. Es waren auch schon manchmal Gerüchte zu ihm gedrungen, daß Waag unter seinen Kollegen gar keine Achtung genoß und daß er in der Ausübung seines Berufs mancherlei getan habe, was durchaus nicht einwandfrei sei; ja, man hatte schon von Dingen gemunkelt, die ihn mit dem Staatsanwalt in Berührung bringen könnten. Diese Gerüchte trugen natürlich nicht dazu bei, Stern milder gegen den einstigen Freund zu stimmen, und wenn er selbst noch der fleckenlose Charakter gewesen wäre, für den er bis heute mit Recht gegolten, so hätte er das Schreiben Waags wahrscheinlich ungelesen verbrannt, denn er hatte sich schon seit einiger Zeit vorgenommen, ihm nichts mehr zu geben.

Aber in der Verfassung, in der Stern sich augenblicklich befand, hatte er, vielleicht ganz unbewußt, das Gefühl, als müsse er mild gegen andere sein, um seine eigenen sündhaften Pläne zu fördern. Und so öffnete er den Brief und las ihn, nachdem Erich Martens müde und abgespannt zu Bett gegangen war.

Es war wirklich, als ob der Teufel selbst die Hand im Spiel habe, daß dieser Brief in diesem Augenblick in Rolf Sterns Hände gelangte. Und der Versucher flüsterte ihm zu, nun sei die Gelegenheit gefunden, die er seit Tagen gesucht, nun brauche er sich nicht länger den Kopf zu zerbrechen, denn Waags Brief zeige ihm den einfachsten und besten ja den einzigen Weg aus dem Dilemma. Rolf lehnte sich in seinen Sessel zurück und lachte ein leises, häßliches Lachen, das der früheren von Heroen kommenden Lustigkeit Sterns so wenig ähnlich sah, wie der Ausdruck seines Gesichts der liebenswürdigen Offenheit, die sonst daraus sprach.

„Der Brief kommt wie gerufen," sagte er und sprang auf, um mit hastigen Schritten im Zimmer hin und her zu laufen, „wie gerufen! Ich hätte mir nichts Besseres ausdenken können, und wenn ich monatelang gegrübelt hätte. Waag ist ein Mensch, der keine Skrupel kennt, und augenscheinlich befindet er sich in der größten Not. Da tut er alles, wenn man es ihm gut bezahlt. Und ich werde es ihm gut bezahlen! Geld soll bei der Sache überhaupt keine Rolle spielen!"

Er warf sich wieder in den Sessel und las den Brief noch einmal durch, wobei widerlich das häßliche, leise Lachen erklang. Das Schreiben lautete:

Haus Waag bei Heckholzhausen,
Westerwald.

„Lieber Stern!

Ich hoffe, Du verzeihst einem vom Unglück verfolgten armen Menschen, wenn er sich um der alten Bekanntschaft willen — Freundschaft wage ich nicht zu sagen, denn ich fürchte, Du betrachtest mich nicht mehr als Freund — an Dich wendet. Ich befinde mich in der schrecklichsten Not — Du wirst sagen, das sei nicht ungewöhnlich und nicht unverdient — aber auf jeden Fall ist das Tatsache. Da nun mein Haus hier über den nötigen Raum verfügt, so möchte ich gern einen Kranken als Pensionär aufnehmen. Am liebsten wäre mir ein Blödsinniger oder ein Verrückter, denn auf die Behandlung solcher Leute verstehe ich mich. Wenn Du vielleicht Gelegenheit hättest, mir jemand Passendes zu schicken — natürlich einen, der gut zahlt, so würdest Du Dir meine ewige Dankbarkeit verdienen. Dieses elende Haus, das ich von einem alten Onkel geerbt habe, liegt so einsam, wie man sich's nur wünschen kann. Ich nenne es ein gottverlassenes Loch, aber ich kann versprechen, daß der Verrückte hier sicher sitzt, wenn ich ihn kriege, vielleicht sicherer als ihm lieb ist. Also sieh' zu, was Du tun kannst.

Mit besten Grüßen
Dein Robert Waag."

„Es ist wirklich merkwürdig," sagte Rolf wieder, „wie gut die Geschichte mir augenblicklich paßt, es ist fast, als ob er geahnt hätte, was ich brauche."

Er notierte sich die Adresse und warf dann den Brief auf die glühenden Kohlen. „Ein verbrannter Brief verrät nichts," meinte er dabei. „Es ist immer das beste, wenn man jede Spur verbrennt, auch die kleinste. Aber es paßt ganz ausgezeichnet, ich könnte gar nichts Besseres finden. Und wie gesagt, Geld soll keine Rolle spielen, ich hab's ja, Gott sei Dank, dazu! Schade ist's ja, daß ich nichts von Martens Geld in die Hand kriegen kann, um seine Pension und seine Pflege zu zahlen. Aber das ist natürlich nicht möglich, wenn ich nicht sage, daß er hier ist, und das will ich natürlich nicht. Aber es tut nichts, ich bin ja kein armer Mann und kann's eine Zeitlang aushalten. Und die Sache ist es wert, ich zahle gern einen guten Preis dafür."

Rolf erhob sich wieder, streckte sich, gähnte herhaft und lachte, dann begab er sich zu Bett.

12. Kapitel.

Rolf Stern hatte Angela einen Schrecken eingejagt, den sie nicht so leicht verwinden konnte. Was das Versprechen anbelangt, das sie ihm gegeben hatte, ihn anhören zu wollen, wenn Erich nicht zurückkehrte, so hatte sie es bereut, nachdem sie es kaum gegeben. Sie verbrachte die Tage nach Rolfs leidenschaftlicher Liebeserklärung in einer Aufregung, die ihre Nerven zerrüttete und Frau

Bley, die ihr jetzt sehr freundlich gesinnte Haushälterin, in große Unruhe versetzte.

Angela hatte sich bei der ganzen Dienerschaft, Frau Bley an der Spitze, außerordentlich beliebt gemacht, und wenn die gute Seele sah, wie ihre junge Herrin ruhelos im Garten auf und ab wanderte oder mit leeren Augen in die Landschaft hinausstarrte, ohne etwas zu sehen, dann tat ihr das Herz weh aus Mitleid mit dem armen jungen Dinge. Sie ging sogar eines Tages so weit, daß sie der jungen Frau riet, sie dürfte sich nicht so sehr von der Welt abschließen!

„Sie sehen so blaß und elend aus, gnädige Frau," sagte sie mit mütterlicher Fürsorge, die Angela Tränen in die Augen trieb. „Ich meine, wenn Sie vielleicht für vierzehn Tage fortgingen, das würde Ihnen gut tun, und Sie würden Ihre Sorgen ein bißchen vergessen. Könnten Sie's nicht möglich machen, gnä' Frau, dat Sie so en Wochener zwei verreisen täten?"

Angela blickte dankbar in Frau Bleys gutes Gesicht, aber sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein," sagte sie, „ich kann nicht von hier fort. Ich bin allerdings in großer, großer Sorge, aber fortgehen kann ich nicht, denn wenn mein Mann Nachricht schickt, oder, wenn er gar selbst kommt, dann ist es natürlich, daß ich hier sein muß."

„Natürlich, gnä' Frau, dat kann ich sehr gut begreifen, dat Sie den Herrn hier erwarten wollen," erwiderte die gute Frau, „aber sehn Sie mal, liebe gnädige Frau, wenn der Herr mal plötzlich kommen tut, und er findet sie so blaß und elend, dann freut er sich auch nicht. Es würde ihm doch am liebsten sein, wenn er Ihnen recht frisch und gesund finden täte, dat glaub' ich doch sicher. Und da dacht' ich, wenn Sie en paar Wochen nach Berlin könten gehen zu Ihre Freunde und sich ein bißken erholen und aufhettern, dat wäre dat beste, und telegraphieren könnt' ich Sie ja gleich, wenn Herr Martens mal plötzlich wiederkommen sollte."

Aber Angela schüttelte immer noch den Kopf, und bei dem Gedanken an Berlin ergriff sie ein Schauder. Nach Berlin fahren, hieße Rolf Stern öfters sehen, als es hier in Grauberg wahrscheinlich war, und sie hatte geradezu Angst davor, ihn wieder zu treffen. Die Sehnsucht nach Liebe und Vertrauen, die seine leidenschaftlichen Worte zuerst in ihr erweckt hatten, waren längst einem Gefühl des Grauens und der instinktiven Abneigung gegen ihn gewichen. Sie haßte sich geradezu, daß sie ihm das Versprechen gegeben hatte, das er ihr abgerungen.

„Ich werde ihn bitten, mir mein Wort zurückzugeben," dachte sie bei sich, nachdem Frau Bley sich zurückgezogen hatte. „Ich kann Herrn Stern das Versprechen nicht halten. Ach, hätte ich es ihm doch nur nie gegeben! Es war dumm und verächtlich von mir, aber ich war so einsam, ach, so schrecklich einsam. Ach Erich, Erich komm' zurück zu mir!

Sie befand sich gerade in einem sehr abgelegenen Teil des Parks, und sie rief die letzten Worte laut hinaus. Aber es kam keine Antwort auf ihren Ruf. Es war einer ihrer Lieblingsplätze im Park, der Ort, wohin sie sich immer flüchtete, wenn sie sich nach Ruhe sehnte, eine kleine Tannengruppe auf einem niedrigen Hügel an der Grenze ihres Besitztums. — Wenn sie sich hier an einen Baumstamm lehnte, schweifte der Blick weit hinaus über die Landschaft; aber heute verspürte sie keine Lust, die Schönheiten der Natur zu bewundern; weder die nahen Wälder, noch die Hügel in der blauen Ferne zogen sie heute an, denn ihr Herz tat ihr so weh, als ob es brechen müsse, und selbst die Natur, die sie sonst so sehr liebte, konnte sie nicht trösten, ihr Kummer und ihr Elend waren zu groß.

Kein menschliches Wesen war in der Nähe, das auf Angelas schmerzerfüllten Ruf hätte antworten können, nur in den Zweigen hinter ihr erklang das ängstliche Piepen eines Vogelpaares, das in Angst um seine Jungen war. Aber Angela dachte nicht daran, ihnen Leid zuzufügen, sie war selbst viel zu tief bekümmert und sah aus, als wenn sie Hilfe sehr nötig hätte. Ihr armes blasses Gesicht mit den abgemagerten Wangen und den großen tiefliegenden Augen ließ sie noch kleiner erscheinen, als sie es in Wirklichkeit war, und als ein vorübergehender Herr sie erblickte, nachdem sie das Tannenwäldchen verlassen und nach dem Eingang zu gegangen war, fuhr er ordentlich zusammen, dann zog er höflich aber kühl den Hut und dachte dabei, was für eine überzarte Erscheinung Erich Martens' Frau doch sei.

Als Angela den Mann im Heckenweg erblickte, errötete sie tief und erwiderte seinen kühlen Gruß mit einem ebenso kühlen Neigen ihres Kopfes. Dann schien sie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt zu werden, und ohne zu bedenken, daß sie nichts auf dem Kopf hatte als ihre rotblonde Haarkrone, riß sie eilig das Tor auf, rannte auf den Weg und rief der immer schneller verschwindenden Gestalt nach: „Einen Augenblick, Herr Geheimrat, o bitte, warten Sie einen Augenblick, ich möchte Sie etwas fragen."

Beim Klang ihrer Stimme drehte Bierling sich auf dem Absatz um und kam zurück zu ihr. Aber es war etwas Abwehrendes in seiner Haltung, als ob er es ungern täte, und die junge Frau, die es merkte, reckte ihren hübschen Kopf noch etwas stolzer hoch.

„Sie haben mich gerufen, Frau Martens," sagte der Geheimrat mit eisiger Höflichkeit, „kann ich irgend etwas für Sie tun?"

„Jawohl," erwiderte sie, und ihre Stimme klang gar nicht aufgeregt, sondern ganz ruhig, „jawohl, Herr Geheimrat, Sie können etwas für mich tun. Bitte, sagen Sie mir ganz offen, ob Sie alle Hoffnung aufgegeben haben, je wieder von meinem Mann zu hören, und ob Sie immer noch an dem Glauben festhalten, daß er ein gemeiner Landesverräter ist?"

Mit dem stolz zurückgeworfenen Kopf und dem Strahlenglanz, den die Sonne um ihren goldblonden Kopf wob, sah sie berückend schön aus, wie sie erwartungsvoll zu Bierling aufsah.

„Nehmen Sie es mir nicht übel," erwiderte er zögernd, „aber das ist eine Frage, die ich lieber nicht mehr mit Ihnen erörtern möchte. Wenn ich Ihnen irgend etwas mitzuteilen hätte, würde ich Sie benachrichtigt haben, wenn ich irgendeine Hoffnung hätte, würde ich selbstverständlich mit Ihnen darüber gesprochen haben, aber ich fürchte, ich habe weder eine Hoffnung noch eine Nachricht für Sie!

„Sie glauben also, daß Erich für immer verschwunden ist, daß er niemals nach Deutschland oder zu mir zurückkehren wird?"

Angelas Stimme zitterte nicht bei diesen Worten, aber ihre Augen glänzten von unvergossenen Tränen, und ihre Lippen bebten.

„Es ist mir außerordentlich schmerzlich, es Ihnen sagen zu müssen, aber — ich glaube nicht, — daß irgend jemand von uns Erich Martens je wiedersehen wird," sprach Herr Bierling langsam und feierlich und fast so traurig, als ob er von einem Toten spräche. „Wir haben alles getan, was wir konnten, und es ist uns nicht gelungen, seine Spur zu finden oder irgend etwas von ihm zu hören, und" — er sprach wieder mit offenbarem Widerstreben — „die Beweise gegen ihn sind so furchtbar überwältigend, daß wir wirklich nicht mehr auf seine Unschuld hoffen dürfen. Es ist immer besser, verehrte gnädige Frau, den Dingen mutig ins Gesicht zu sehen, selbst solch' schrecklichen Dingen wie diese, und ich kann Ihnen nur sagen, es ist meine feste Ueberzeugung, daß Herr Martens längst unter anderm Namen in die Dienste der Regierung getreten ist, die ihn gut genug bezahlt, um ihn zum Verräter an seinem eigenen Lande werden zu lassen."

Angela fuhr zurück, als habe er sie geschlagen. „Ich glaub's nicht, ich glaub's nicht!" rief sie, und der Geheimrat sah sie mit mitleidigen Blicken an.

„Es tut mir sehr leid," sagte er. „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid es mir tut, Ihnen so weh zu tun. Aber sie baten mich, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und ich halte dies für die Wahrheit. Es wäre doch merkwürdig, wenn wir gerade, seit das Fehlen der Depeschen entdeckt wurde, zufällig keine Nachricht von Herrn Martens erhalten hätten. Sie müssen dies selbst zugestehen. Wenn er unschuldig wäre, hätte er doch sicher wenigstens an Sie geschrieben, aber Sie wissen ebensowenig von ihm wie wir, er ist wie von der Erdoberfläche verschwunden. Ich fürchte, unsere Auslegung der rätselhaften Geschichte ist die einzig richtige, aber ich wiederhole, es tut mir aufrichtig leid, es Ihnen sagen zu müssen."

Er streckte die Hand aus und nahm Angelas, und das Mitleid drückte sich noch deutlicher in seinen Blicken aus, als er nun genauer bemerkte, wie die junge Frau sich in den wenigen Monaten der Ungewißheit und des Harrens verändert hatte. Ihr Gesicht war um 10 Jahre älter geworden, es zeigte nicht mehr den Frohsinn der Jugend, scharfe Linien waren um den Mund eingegraben, und die Augen waren von breiten, schwarzen Ringen umrahmt. Eine tiefe Trauer prägte sich in ihren Zügen aus, die dem Geheimrat zu Herzen ging.

„Ich wollte," sagte er, „ich könnte Ihnen mehr Trost und Hoffnung geben," und ein heißer Zorn stieg in ihm auf gegen den Mann, der diesem schönen, jungen Wesen solchen Kummer hatte verursachen können.

„Es gibt keinen Trost und keine Hoffnung mehr für mich," sagte Angela niedergeschlagen und entzog ihm ihre Hand, während sie ihn mit verzweiflungsvollen Blicken anschaute. „Alle Welt hat sich gegen Erich verbündet. Sie sind gegen ihn, sein bester Freund zweifelt an ihm, und ich — und ich — o Gott —"

„Und Sie?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich denken und glauben soll," rief sie heftig. „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!" Und ohne ein Wort des Abschieds wandte sie sich von Bierling ab und rannte den Heckenweg hinunter, ohne daran zu denken, daß sie ohne Hut und Handschuhe war, und daß ihr Aussehen die Spießbürger von Grauberg schockieren mußte. Für diese Menschen, die einen so engbegrenzten Horizont hatten, war alles, was nicht genau dem Herkommen entsprach, furchtbar und konnte unter keinen Umständen geduldet werden. Sie würden entsetzt die Hände zum Himmel gehoben haben, wenn sie Angela jetzt gesehen hätten, ohne Hut und Handschuhe und ihr schönes Haar vom Winde verzaust.

Bis sie das Ende des Weges erreicht hatte, blickte der Geheimrat ihr nach, und fast sah es aus, als ob er die Absicht habe, ihr zu folgen. Aber ein Blick auf seine Uhr zeigte ihm, daß er nach seinem ausgedehnten Besuch in der Villa Ahorn selbst bei der größten Eile kaum noch Zeit hatte, seinen Zug zu erreichen. Und so eilte er denn in der entgegengesetzten Richtung davon, und je weiter er sich von ihr entfernte, desto blasser wurde das Bild des armen, unglücklichen jungen Weibes, und desto mehr Macht gewann wieder der Zauber der berückenden jungen Witwe über ihn, die er vorhin verlassen. Die Gedanken an sie waren angenehmer als die an die arme kleine Angela, und er versank in herrliche Träume von einer nicht allzu fernen Zukunft, wo sein Haus nicht mehr ohne Herrin sein würde und wo die hübsche Villa Ahorn ihre noch hübschere Mieterin verlieren mußte, die dann nicht mehr Witwe sein würde.

Angela lief unterdessen plan- und ziellos vor sich hin. Es war ihr ebenso gleichgültig, wohin sie schließlich gelangte, als was die paar Leute von ihr dachten, die ihr in ihrem wilden Lauf begegneten. Sie hatte nur das unabweisbare Bedürfnis, sich müde zu laufen, so müde, daß sie die quälenden Sorgen vergaß, die sie an den Rand der Verzweiflung zu bringen drohten. Der Geheimrat und Rolf hatten sie beinahe so weit gebracht, — beinahe, aber doch nicht ganz —, daß sie selbst begann, an Erichs Schuld zu glauben. Sein eigenes Schweigen, Sterns Zweifel, des Geheimrats Ueberzeugung von seiner Schuld, das alles hatte auf sie gewirkt, wie der stetig fallende Tropfen, der schließlich den festesten Stein höhlt. Hauptsächlich war ihr Glaube an Erich dadurch erschüttert worden, daß er selbst so garnichts von sich hören ließ; er war wie vom Erdboden verschwunden. Als auf ihre dringenden, flehentlichen Telegramme keine Antwort gekommen war, da war die Hoffnung in ihrem Herzen langsam erstorben, aber der Glaube war geblieben, die ja die größte von den dreien ist.

(Forts. folgt.)

Tante Hette.

Skizze von H. Sch.

„Tante Hette ist krank!"

Das war die Kunde, welche der kleine vierjährige Karl empfing, als er eines Tages vom Spiel nach Hause kam. Tante Henriette — eigentlich seine Großtante — spielte in dem Leben des Kleinen eine so große Rolle, daß er sich ein Dasein ohne sie nicht recht gut denken mochte.

In dem Berichte nun, daß Tante Hette krank sei, mußte schon dem Klange nach etwas Trauriges gelegen haben. Auch hatte er ja neulich bei Gelegenheit eines kleinen Schnupfens schon selbst erfahren, was es mit dem Kranksein für eine Bewandtnis habe.

Dennoch mehr neugierig als besorgt tappte er mit den prächtigen Absätzen seiner neuen Stiefel nach der Kammer, wo Tante Hette lag, und es bedurfte des ernsten Zuwinkens der Mutter, daß er die allzu lebhaften Schritte um ein kleines dämpfte, damit die gute Tante nicht erwache. Als er nun aber die große Fußbank denn doch etwas polternd ans Bett zog, um sich selbst von dem Befinden der geliebten Tante zu überzeugen, hatte diese schon die milden Augen aufgeschlagen, und sie strich leise dem kleinen blonden, krausköpfigen Liebling mit der feinen weichen Wachshand über die Locken, indem ihr sanfter Blick zärtlich auf dem Kleinen ruhte.

„Tante Hette, ist wahr, daß du krank bist?"

„Ja, mein liebes Karlchen."

Also war er doch recht berichtet worden. Aber wie konnte das möglich sein? Als er damals vor einigen Wochen frevelnder Weise mit andern Buben durch die Pfützen gelaufen war und sich in den nassen Schuhen den Schnupfen geholt hatte, da hatte ihm der Vater und dann auch der Hausarzt gesagt: „Siehst du, Karl, wer nicht folgt und durch die Pfützen läuft, den läßt der liebe Gott zur Strafe krank werden."

Sollte etwa die Tante auch . . . . ? Aber er hatte doch nie bemerkt, daß ihr dieses höchst spaßhafte Vergnügen gleichfalls Freude gemacht hätte?

„Tante Hette", fragte er eifrig, „warum bist du krank geworden?"

„Ja, sieh, mein Karl, wenn man alt wird, dann werden die Leute schon krank."

Also wenn man alt wird, werden die Leute auch krank.

„Wie alt bist du denn, Tante Hette?"

„Ich bin 78 Jahre alt, mein Söhnchen."

„Tante Hette, werde ich auch bald so alt?"

„Nein, mein Kind, da hast du noch viel Zeit."

Plötzlich glitt der Kleine von seiner Fußbank herunter und lief in die Spielstube. Er hatte daran gedacht, wie er da neulich krank gewesen war, daß da Tante Hette und die Nachbarskinder, vor allem das Lenchen aus dem Nachbarhause, zu ihm ans Bett gekommen waren und mit ihm gespielt hatten. Und so holte er denn jetzt seine Bleisoldaten und die bunten Bilderbogen und den Helm, den er damals bekommen hatte, als er sich willig den Anordnungen des Arztes gefügt hatte, schleppte das alles auf das Bett der Tante und rief ihr zu: „Tante Hette, wenn du dem Doktor brav folgst, darfst du auch meinen Helm aufsetzen; und Soldaten spielen will ich auch mit dir."

Und die Mutter hätte den kleinen Burschen gewiß samt seinen Herrlichkeiten aus der Krankenstube entfernt, wenn Tante Hette ihr nicht mit einem bittenden Blicke gewinkt hätte, den blonden Liebling gewähren zu lassen. Und so breitete er die Bleisoldaten aus, und die Tante mußte recht geschickt und recht still liegen, daß die Truppen nicht umfielen oder sonstwie aus der Ordnung kamen.

„Und Tante Hette, heute nachmittag hole ich vom Fritz die Kanone, da darfst du mit schießen. Willst du denn den Helm aufhaben?"

„Nein, Karlchen, ich danke dir; setze du ihn nur auf, er sitzt dir schon besser."

Und so spielten die beiden miteinander, bis die Mutter den Kleinen endlich abrief, damit die Tante schlafen könne.

Karl packte gehorsam seine Sachen zusammen.

„Schade", sagte er. „Aber Mama ist streng zu dir, weil du krank bist. Den Nachmittag komme ich wieder und spiele mit dir. . . . Was du für rote Backen hast, Tante Hette?"

Großtante lächelte; sie zog mit mattem Bemühen den Kleinen an sich, der willig zu ihr emporkletterte und sie auf die lieben welken Lippen küßte.

„So, Tante Hette, und nun schlafe du brav, daß der Doktor nicht zankt, wenn er kommt."

So vergingen einige Tage, Karl durfte zwar nicht so oft zur Tante ans Bett kommen, wie er wohl mochte, aber sobald es die Schmerzen der guten Frau zuließen, konnte er mit seinen Spielsachen und seinem Geplauder ihr die Zeit vertreiben.

Am sechsten Tage nach dem Krankwerden durfte er gar nicht hinauf in die Krankenstube; denn die Tante war recht krank geworden. Und am nächsten Tage früh, als Karl noch in seinem Bette lag, kam schluchzend die Mutter, neigte sich über ihn und sagte leise zu ihm: „Deine gute Tante Hette ist diese Nacht gestorben".

Gestorben. Er hatte schon wohl davon gehört, wie das sei, wenn jemand gestorben wäre, daß er da nicht mehr esse und trinke, sondern schlafe und immer schlafe, und so schlüpfte er denn aus seinem Bettchen und eilte im Nachthemde hinaus in das Krankenzimmer zur Tante. Behende kletterte er an ihrem Bette in die Höhe und fragte: „Ist wahr, Tante Hette, daß du gestorben bist?" Und wie sie nicht sogleich antworten wollte, streichelte er ihr die noch immer roten Bäckchen, wie er sonst getan, und wiederholte ängstlicher seine Frage.

Aber Tante Hette antwortete nicht, und der Vater sagte ihm: „Deine Tante Hette kann dir nicht mehr antworten, denn sie ist tot; sie schläft und wird nicht wieder aufwachen."

Da war's, als ob dem Kleinen langsam das Verständnis komme, was denn das Totsein eigentlich zu bedeuten habe; leise schlich er sich wieder hinaus, kroch in sein Bettlein, faltete seine Hände und betete: „Lieber Gott, ich will auch immer recht fromm und brav sein, wie die Mutter will, und dir Freude machen, aber mach du meine gute Tante Hette wieder gesund, bitte, bitte, lieber Gott." Und die hellen Tränen rannen ihm über die Backen; aber er betete immer weiter, bis er meinte, der liebe Gott müsse ihn nun verstanden haben und gewiß seine Bitten erhören.

Und als nun die Mutter kam, um ihn anzukleiden, da war's fast wie siegesgewisse Freude, was aus seinen Augen lächelte, und beinahe triumphierend trippelte er nochmals an das Bett der geliebten Großtante, kletterte hinauf, ergriff die bleiche, kalte Hand und rief ihr lustig zu: „Mach auf, Tante Hette, ich habe den lieben Gott gar sehr gebeten, und er erlaubt dir's gewiß!" Aber die müden Augen blieben geschlossen, und der helle Schein in Karls Gesicht wich einem bangen Schatten; und endlich, als er sah, daß wohl sein Rufen und Bitten vergeblich war, strömten aufs neue die Tränen aus seinen Augen, reichlicher, denn vorher, denn es mischten sich auch die Tränen der Enttäuschung und des kindlichen Trotzes hinein. Wie sehr hatte er doch den lieben Gott gebeten! Galt er denn gar nichts bei ihm, daß er auch nicht ein klein wenig seine Bitte erhörte? Oder war es dem lieben Gott gar unmöglich, zu tun, was er gebeten hatte?

Das mußte er genau wissen. So lief er hastig zur Mutter und brachte schluchzend seine Klagen und Zweifel vor. Da wurden wieder die Augen der Mutter tränenfeucht, und sie führte schweigend noch einmal den Kleinen an der Tante Sterbelager. Dort hob sie ihn auf ihren Arm, daß er voll der geliebten Tante ins Gesicht sehen konnte.

„Sieh, Karl, als die Tante Hette so in ihrer Krankheit lag, da mußte sie gar viele, viele Schmerzen leiden, wenn sie dir auch nichts davon erzählt hat. Und da hat sie oft zum lieben Got gesagt: „Lieber Gott, nimm mich zu dir; laß mich einschlafen und für immer ausruhen von allen Schmerzen." Und nun hat der liebe Gott ihr Gebet erhört, nun schläft sie und ruht aus. Möchtest du nun wohl, daß sie wieder aufwacht und neue Schmerzen leidet?"

Da verzog sich das Gesicht des Kleinen zu innigem Mitleid; eine einzige schwere Träne drängte sich durch seine Wimpern. Aus den Armen der Mutter strebte er, glitt leise auf das Bett seiner Tante Hette, umfaßte ihr liebes Haupt und sagte ihr leise ins Ohr:

„Schlaf weiter, Tante Hette, sollst nicht wieder aufwachen!"

Nachtgewitter.

Skizze von N. S.

Nacht ist es . . .

Die Menschen haben sich alle zur Ruhe begeben. Träge Stimmung liegt über Stadt und Dorf, Feld und Wald. Gespenstisch ragen die Berge dunkel in das finstere Gewölk. Stumm und still ist es auf den Straßen. Nur die Schwalben fliegen aufgeregt hin und wider. Von Zeit zu Zeit zuckt es fahl am Horizont. In langen Abständen wird fern dumpfes Grollen hörbar. Bis der erste Blitz die schwarze Wolkenwand zerreißt, gefolgt vom Aufflattschen schwerer Regentropfen. In immer kürzeren Zwischenräumen wiederholen sich die Blitze und Donnerschläge. Vom Sturmwind gejagt, zieht sich die Feuerlinie über den ganzen Horizont. Regen trommelt auf die Dächer, unvermittelt in ein Rauschen übergehend, einem Sturzbach gleich.

Schön und erhaben ist es, dem Wüten der entfesselten Elemente zuzuschauen. Die ganze Natur scheint in Aufruhr. Die Unruhe teilt sich schließlich auch dem Menschen mit, der seine Ohnmacht gegenüber dieser elementaren Allgewalt fühlt. Aengstliche Gemüter verkriechen sich. Derjenige aber, der sich seiner Verbundenheit mit der Natur bewußt ist, blickt sinnenden Auges hinein in das gigantische Schauspiel. Das Gewitter wühlt sein Innerstes auf. Auch da drinnen hat schon oft in seinem Leben manch ein Gewitter getobt. Und ist es dann nicht wieder still geworden, seine Seele nicht wieder hell wie ein klarer See? Freilich, mitunter schlägt so ein Lebenssturm auch tiefe Wunden, die nur schwer vernarben, nie wieder ganz heilen. Aber die Ruhe kommt doch wieder und der Lebensmut, und treiben der Hoffnung grüne Sprossen. — — —

Der Morgen kommt, kühl und glitzernd. Vom Baum und Strauch fallen vereinzelt blitzende Tropfen. Auf den Straßen stehen die Wasserpfützen, darinnen fangen sich die ersten Strahlen der Sonne, die sich langsam über die Berge schiebt. Balsamisch-würzige Luft breitet sich aus. Nur ein einsamer Baum trägt Spuren der Gewitternacht. Ein Blitz hat seinen Stamm gespalten.

Die Vöglein aber singen ihr Morgenlied

Die ersten Kamelien.

Im Jahre 1739 kehrte der Missionar Camelli von den Philippinen nach Spanien zurück. Er hatte zwei blühende Exemplare einer in Europa noch gänzlich unbekannten Pflanze mitgebracht, die nach ihm den Namen Kamelie erhielt, und überreichte sie als Huldigung der Gemahlin des damaligen Königs Philipp V. Die damalige Königin bewunderte die herrliche Blume außerordentlich und schenkte die Zweige ihrem Gemahl, der sie in den königlichen Gewächshäusern zu Buen Retiro einpflanzen und sorgfältig pflegen ließ. Es wurden auch zahlreiche Ableger gewonnen und dann weiterhin von den Tochterpflanzen, so daß bald in Buen Retiro eine stattliche Anzahl prächtig entwickelter Kamelien vorhanden war. Das Königspaar hütete sie aber durch strenge Absperrungsmaßregeln, und seine Nachfolger auf dem spanischen Thron wachten ebenso eifersüchtig darüber, daß nur ja kein Ableger, kein Samenkörnlein etwa seinen Weg aus den königlichen Gewächshäusern oder gar aus dem Lande fand. Auf diese Weise erreichten sie es wirklich, daß noch sechzig Jahre nach Einführung der Kamelie in Europa kein Exemplar außerhalb Spaniens zu finden war.

Die erste Ausnahme, die nach Ablauf dieser Zeit gemacht wurde, war, daß Napoleon I. und seiner Gemahlin Josephine einige Ableger für ihren Lieblingsaufenthalt, das Lustschloß Malmaison bei Paris, zum Geschenk gemacht wurden. Von diesen Pflanzen wurden weitere Ableger vergeben, und so wurde doch das edle Gewächs nach und nach auch in den Gewächshäusern anderer herrschender und vornehmer Familien heimisch.

Der weiße Hahn

(Nachdruck verboten.)

Europäische Richter, die in Asien zu amtieren hatten, erzählen von den unerhörten Schwierigkeiten, Asiaten eines Diebstahls oder eines anderen Verbrechens zu überführen, wenn man nicht gerade Augenzeugen der Tat herbeischaffen kann. Der Asiate ist unglaublich verschlagen, und es kommt ihm nicht im mindesten darauf an, vor Gericht einen Meineid zu schwören.

Die höherstehenden Eingeborenen kennen ihre Landsleute, und sie wissen sie naturgemäß besser zu nehmen als die Weißen, die der Psyche des Asiaten machtlos gegenüberstehen. So erzählt ein Missionar in einer englischen Zeitschrift eine interessante Geschichte von der Aufklärung eines Diebstahls, dem man ohne die Hilfe eines Eingeborenen wohl nie hätte auf die Spur kommen können.

Der Missionar, der in der Umegend von Colombo auf Ceylon lebt, hatte einige Zeit Besuch eines weißen Freundes, und diesem war eines Tages die wohlgefüllte Brieftasche, die er aus Versehen in einem abgelegten Rocke hatte stecken lassen, abhanden gekommen. Man rief zuerst den Diener, dem die Obhut des Fremden anvertraut war; er leugnete und schwor alle Eide, nichts von der Brieftasche gesehen zu haben. Der Missionar hatte, wie das in Indien üblich ist, sehr zahlreiches Hilfspersonal, und es war jedermann möglich gewesen, das Zimmer des Fremden zu betreten. Der Hausherr rief das gesamte Personal zusammen. Es wurde ein strenges Verhör vorgenommen, aber es verlief ergebnislos. Man hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, den Diebstahl aufklären und die Brieftasche wiederfinden zu können, als ein angesehener indischer Kaufmann kam, der den Missionar besuchen wollte. Er hörte von der Angelegenheit und versprach, für die Entdeckung des Diebes und die Herbeischaffung der Brieftasche zu sorgen.

Er verließ das Haus, und kehrte bald mit zwei buddhistischn Priestern zurück, bei ganz in gelbe Seide gehüllt und mit gelben Blumengewinden geschmückt waren, und die gelbe Sonnenschirme trugen. Sie ließen sich einen weißen Hahn, eine leere Kokosnußschale und trockenes Holz besorgen. Dann mußte die ganze Dienerschaft zusammentreten. Nochmals beteuerten alle ihre Unschuld. Die Priestr erklärten daraufhin, daß sie nunmehr die Hilfe der Götter in Anspruch nehmen würden, und sie seien sicher, mit deren Beistand den Täter zu entdecken.

Die Priester vollführten eine Viertelstunde lang alle möglichen religiösen Zeremonien, denen die gläubigen Inder mit ehrfürchtigem Interesse zusahen. Dann nahm der eine der Priester den weißen Hahn unter den Arm, und verschwand mit ihm in einem dunklen Stall. Der andere erklärte den Dienern, daß sie nun, einer nach dem anderen, den Stall betreten, und dort den weißen Hahn streicheln müßten. In dem Moment, wo der Schuldige den Hahn berühren würde, würde er laut krähen. Ein Diener nach dem anderen ging in den Stall, jeder kam wieder heraus, der Hahn hatte nicht gekräht. Die Freude unter der Dienerschaft war groß. Die Priester zündeten, ohne daß man auf ihren unbewegten Gesichtern etwas hätte lesen können, ein Feuer an, und verbrannten in der darüber gehängten Kokosnußschale verschiedene Gewürze, wodurch ein betäubender Rauch entstand. Nachdem die Priester den Rauch einige Zeit eingeatmet hatten, ließen sie die Diener nochmals einzeln an sich vorüberziehen, um ihre Hände zu beriechen. Nach Beendigung dieser Zeremonie traten beide Priester gleichzeitig auf den Diener zu, der den Gast zu betreuen hatte, und bezeichneten ihn als den Dieb der Brieftasche. Mit todblassem Gesicht bekannte sich der Mann, ohne noch einen Versuch des Leugnens zu machen, zu der Tat. Er holte die Tasche aus ihrem Versteck, und er Fremde konnte erfreut konstatieren, daß ihr Inhalt noch unversehrt vorhanden war.

Den staunenden Europäern, die fast an übernatürliche Kräfte der Priester glaubten, wurde eine überraschend einfache Erklärung der Angelegenheit zuteil. Im Vertrauen auf den Aberglauben der Diener hatten die Priester den Hahn mit einer sehr stark riechenden Essenz eingerieben. Die Unschuldigen haten das Tier natürlich mit ruhigem Gewissen angerührt, der Dieb aber hatte, im Vertrauen auf die Dunkelheit im Stall, die Berührung lieber vermieden, weil er das für das kleinere Risiko hielt. Als die Priester später die Hände der Diener berochen, konnten sie mit Leichtigkeit den Dieb feststellen. Die übrigen Zermonien waren nur ein Drum und Dran gewesen, das die Feierlichkeit der Handlung und den Aberglauben der Diener hatte unterstützen müssen.

Verrückte Millionäre

Verschwender und Geizkragen. — Schlemmer und Not-Asketen. — Redelustige und Schweiger — Philantropen und Menschenhasser — Gutmütige Narren und ganz Verrückte.

Es gibt zwei Sorten von Millionären: solche, die schon als reiche Leute auf die Welt kommen, und solche, die ein Vermögen erst im Laufe ihres Lebens erwerben oder gewinnen. Von beiden Sorten hat die Erde viele gesehen, denn schließlich gibt es zur Zeit rund 150 000 Millionäre auf der Welt, und darunter befinden sich seltsame Käuze. Das ist ja auch ganz natürlich, man sehe sich nur einmal einen Menschen an, der plötzlich über Nacht Millionär wird! Er macht tausend Verrücktheiten, oder er macht gar nichts und wird dann von den anderen für noch verrückter gehalten. Wenn aber iemand sich sein Leben lang alles kaufen kann, wofür andere Menschen schwer arbeiten müssen, wenn einer sich Dinge leisten kann, die den meisten zeit ihres Lebens unerschwinglich sind, dann ist es schwer für ihn, ganz normal zu bleiben.

Die große Masse interessiert sich bei den Millionären fast nur für zwei Dinge: wie sie ihr Geld erworben haben und wie sie es ausgeben. Der Erwerb ist deshalb interessant, weil man sagen kann: vielleicht gelingt dir auch mal der große Wurf. Dagegen wird die Art, wie die reichen Leute ihr Geld ausgeben, fast immer kritisiert mit dem Bemerken: Wenn ich das Geld hätte, würde ich mir mein Leben anders einrichten. Wer ein so großes Bankkonto hat, daß er nur Schecks zu schreiben braucht, um sich jeden Genuß leisten zu können, sucht natürlich nach neuen Möglichkeiten, seine Monetzn unter die Leute zu bringen. Auf diese Weise entsteht der Typ des Verschwenders. Der vergeudet sinnlose Summen, läßt sich tausend Dinge zu hohen Preisen andrehen, die er gar nicht gebrauchen kann, und lebt, obwohl er Millionär ist, weit über seine Verhältnisse. Da gab es in England einen Mister Sattershwithe, der besaß 365 Häuser im ganzen Lande, für jeden Tag eins, und alle waren aufs eleganteste eingerichtet und alle unbewohnt, denn er selber hauste viele Jahre an der Riviera in einem Hotel! Ein Landsmann von ihm hatte sich in einer wasserarmen Gegend für ungeheures Geld eine Wasserburg bauen lassen mit 365 Fenstern, damit er an jedem Tag im Jahr aus einem anderen Fenster hinausgucken konnte. Das tat er auch, doch als man ihm einmal erklärte, das laufende Jahr habe 366 Tage und für den 29. Februar sei kein Fenster vorgesehen, ging er hin und schoß sich tot. Es gibt geniale Verschwender, wie Oskar Wilde, der in seinen besten Jahren 20 000 Pfund im Jahre durchbrachte, und solche, die ohne jeden Sinn drauflosleben. Ein vollendetes Beispiel bieten die Brüder Lebaudy, die 1850 viele Millionen Goldfranken erbten. Der ältere, Jacques, wurde größenwahnsinnig, lud einmal 2000 Personen zu Tisch und ließ sich mit Zepter und Schwert, mit Krone und Purpur zum Kaiser der Sahara krönen und endete später im Irrenhause. Der andere geriet in die Hände des Verschwenders Armand Schwob, mit dem er gemeinsam mehr durchbrachte, als er je besessen. Er starb im Armenhause zu Cincinnati. Als Fürst der Verschwender aber gilt immer noch John Steele, bekannt als „Coal Oil Johnny", der als junger Mann in Kalifornien mit Petroleum fast 100 Millionen Dollar gemacht hatte und diese Summe in zehn Jahren, von 1870 bis 1880, durchbrachte. Er gab täglich 20 000 Dollar aus, und wenn es auf realem Wege nicht mehr ging, warf er die Noten buchstäblich aus dem Fenster. Seine Zigarren steckte er sich mit Hundertdollarnoten an, bezahlte einmal 840 000 Mark für eine Theatervorstellung, die ganz allein für ihn abgehalten wurde, und kam später elend um.

Seltener sind schon die Geizigen unten den Millionären, die einen einzigen Anzug ihr ganzes Leben hindurch tragen, in einer Dachstube hausen und hungern, während die Zinsen ihres Vermögens sich in der Tresors der Bank zu Bergen türmen. Aber so etwas gibt es auch, und nicht selten kann man lesen, daß irgendein Bettler gestorben ist, in dessen Behausung man Millionenwerte fand. In Berlin gab es einen Mann, der nie ein Gefährt bestieg, immer zu Fuß lief, obwohl er sich hätte zehn Automobile halten können. Er ist denn auch beim Ueberschreiten des Fahrdammes totgefahren worden.

Natürlich spielen die verschiedenen Liebhabereien der Millionäre eine große Rolle. Der eine sammelt Briefmarken, der andere Postkarten, ein Spanier reist seit vielen Jahren um die Erde, scheut keine Mühen, Strapazen und Kosten, um die Unterschriften sämtlicher berühmten Männer zu ergattern. Als ihm die Kabylen sein Buch mit 2800 Namen verbrannten, fing er wieder von vorn an. Ein Franzose sammelt Schnürsenkel schöner Bühnensterne. Andere haben sich auf Tabaksdosen geworfen oder auf Porzellanengel. Ein Perser, dessen Milkionen in die Millionen gingen, hatte sich in den Kopf gesetzt, alle Leckerbissen der Welt an Ort und Stelle zu vertilgen. In Schweden hat er sich an Schwedenpunsch totgetrunken.

Groß ist die Zahl der Philanthropen. Natürlich! Wer so viel hat, daß er die Zinsen nicht verzehren kann, kommt leicht auf die Idee, anderen etwas abzugeben. Rockefeller hat mehr als eine Milliarde Dollar gestiftet in 50 Jahren, andere Amerikaner stehen nicht weit hinter ihm. Auch hierbei kommen Uebertreibungen vor, indem einer so viel verschenkt, daß er zum Schluß selber nichts mehr hat. Im Gegensatz hierzu stehen die Menschenhasser, die keinem etwas gönnen. In York lebte vor Jahren ein Mann, der vor seinem Tode das ganze Geld von der Bank abholte und im Ofen verbrannte. Ein anderer Engländer schloß sich mehrere Jahre in ein Zimmer ein, das nur ein Diener betreten durfte, und der mußte mit einer schwarzen Larve vor dem Gesicht erscheinen.

Wer sein Vermögen in harter Arbeit erworben hat, gibt es nicht so leicht aus wie der, dem es beim Spiel oder durch die Lotterie in den Schoß fiel. Im Jahre 1908 gewann ein rheinischer Erdarbeiter, Scipio Burgatti, das große Los. Nach drei Monaten war er wieder Erdarbeiter, ohne einen Pfennig Vermögen. Und an den Fingern einer Hand kann man die Leute abzählen, die am Roulettetisch eine Million gewannen, ohne sie nachher wieder zu verlieren. Bisher sind nur zwei Fälle bekannt geworden, das eine war ein Spanier, das andere ein schottischer Ingenieur.

Uebrigens sind die reichen Leute nicht immer reich! Mancher Millionär lebt einsam, ohne Freund, mißtrauisch und verbittert, andere sind zu Not-Asketen geworden, weil sie frühzeitig ihre Gesundheit ruinieren oder weil sie alle Genüsse der Erde durchkosteten und kein Bedürfnis mehr haben. Da wird vielfach der Ehrgeiz wach, irgendwie berühmt zu werden, denn ein Millionär ist heute nichts Besonderes mehr. In Paris hat einer mal ein Theater gekauft, wo er seine eigenen schlechten Stücke vor leerem Hause aufführen ließ, und in Amerika haben Millionärssöhne Morde begangen, um berühmt zu werden. Ueber die Launen einzelner reicher Leute erzählt man sich die seltsamsten Geschichten, aber viel ist doch nur sehr gut erfunden. Daß der Bankier Löwenstein von Brüssel ein Flugzeug nach London geschickt habe, nur um dort einen stehengelassenen Spazierstock zu holen, ist natürlich ein Märchen, genau so wie die Sache mit dem englischen Pfundkönig, der sich zwei Diener hielt, einen Zwerg, der ihm die Schuhe zuknöpfte, und einen Riesen, der ihm die Krawatte band. Aber dies ist Tatsache: Bei einem Fest in Nizza 1903 wurde der Gattin eines russischen Großfürsten ein Perlenkollier von märchenhaftem Wert gestohlen. Die ganze Welt reate sich tagelang darüber auf. Am Tage nach dem Fest erschienen bei dem Fürsten einige Kriminalbeamte, die um eine genaue Beschreibung des Halsbandes baten, damit man es besser finden könne. Der Großfürst und seine Gemahlin sahen sich verständnislos an, sie wußten nicht, von welchem Kollier die Rede war, sie hatten die Sache bereits — vergessen!

(Nachdruck verboten.)

Ein Einbrechertrick

(Nachdruck verboten.)

Man kann häufig in der Zeitung die Nachricht lesen, Einbrecher seien hier oder dort in ein Haus eingedrungen, hätten aber nichts erbeutet. Man müsse also annehmen, daß sie bei ihrer Arbeit gestört und zur Flucht gezwungen worden seien, ehe sie etwas hätten an sich nehmen können. Diese Auffassung mag in vielen Fällen zutreffen. Häufig aber stellt sich auch heraus, daß die Erfolglosigkeit des Einbruchdiebstahls lediglich eine raffinierte Finte war. Die Einbrecher haben sich in diesem Falle ihre Beute gesichert, den Diebstahl aber so geschickt maskiert, daß der Besitzer vielleicht erst Monate später den Verlust entdeckt.

Dieser Trick ist leicht zu erklären. Wird irgendwo eingebrochen und z. B. ein wertvoller Schmuck gestohlen, so werden sofort sämtliche Althändler und Pfandleiher durch die Polizei alarmiert. Dadurch wird es den Dieben schwer, wenn nicht geradezu unmöglich gemacht, ihre Beute zu versilbern. Weiß aber niemand etwas von einem Diebstahl, so kann man die Beute eines Einbruchs leicht und zu günstigen Bedingungen an den Mann bringen. Deshalb sind viele Einbrecher Spezialisten in der Kunst, dem äußeren Anschein nach „nichts mitzunehmen". Ein paar Beispiele mögen zeigen, wie sie das anfangen.

Es ist ein Fall bekannt, in dem der Diebstahl erst acht Jahre nach seiner Verübung entdeckt wurde. Ein reicher Kunstfreund starb und seine Frau sah sich in die Notwendigkeit versetzt, ein wertvolles, dreiteiliges Florentiner Gemälde zu verkaufen. Der Kunsthändler, dem die Bilder angeboten wurden, war bereit, den Rahmen mit etwa 1500 ℳ zu bezahlen. Die Bilder selbst aber wies er zurück, und zwar mit der Begründung, es seien geschickte Kopien der Originale und infolgedessen ziemlich wertlos. Die Wahrheit war im übrigen nicht sehr schwer festzustellen, denn auf dem Rücken des mittleren Gemäldes entdeckte man die mit Kreide geschriebenen Worte: „Tausch ist kein Diebstahl." Daneben das Datum des Tages, an dem die Bilder aus dem Rahmen genommen und durch Kopien ersetzt worden waren. Es war für die Diebe ein Leichtes, von den in der Kunstwelt bekannten Gemälden eine Kopie zu beschaffen.

In einem anderen Falle, in dem ebenfalls eingebrochen, aber dem äußeren Anschein nach nichts mitgenommen worden war, erblickte die Frau des Hauses in dem Vorfall doch eine Warnung. Sie sagte sich, die Einbrecher könnten bei einer zweiten Gelegenheit mehr Glück haben und entschloß sich deshalb, ihren wertvollen Schmuck versichern zu lassen. Sie nahm sich dazu allerdings ein Vierteljahr Zeit. Dann wurde der Schmuck von dem Sachverständigen der Versicherungsgesellschaft geschätzt und die Besitzerin traute ihren Ohren nicht, als ihr erklärt wurde, die Diamanten und das prachtvolle Perlenhalsband seien unecht und höchstens ein paar Hundert Mark wert. Der echte Schmuck, der einen Wert von mindestens 40 000 Mark hatte, war gestohlen worden. Die Diebe hatten die Besitzerin des Schmuckes offenbar bei mehreren festlichen Gelegenheiten genau beobachtet und dabei ihren Schmuck besonders auf das Korn genommen. Sie kannten schließlich die Farbe und Größe der Perlen und Diamanten so genau, daß sie eine Nachahmung anfertigen lassen konnten. Sie brachen ein und vertauschten den echten Schmuck mit dem mitgebrachten Ersatz. Natürlich hatten sie, als der Diebstahl entdeckt wurde, die gestohlenen Wertobjekte längst vorteilhaft versilbert. Sie hatten drei Monate Vorsprung und kein Pfandleiher und kein Althändler hatte eine Ahnung, daß die Diamanten und das Perlenhalsband gestohlen waren.

Auch Porzellan ist gegen diesen Diebestrick nicht sicher. Dem Besitzer einer Sammlung wertvoller und seltener Porzellanvasen hatten Einbrecher einen Besuch abgestattet, waren aber wieder abgezogen, ohne Beute zu machen. Wenigstens gab der Besitzer diese Versicherung, als die Polizei an Ort und Stelle erschien. Der Polizeibeamte schöpfte indessen Verdacht, weil er kurz vorher durch einige ähnliche Fälle gewarnt worden war. Er bat, die Porzellansammlung einmal genau zu besichtigen und dabei ergab sich dann auch, daß die echten Vasen verschwunden und durch billige Stücke von ähnlichem Aussehen ersetzt waren. Der Trick war diesmal rechtzeitig entdeckt worden und es gelang, den Einbrecher zu fassen. Er gestand, daß er zweimal in das Haus eingedrungen war, einmal, um die Sammlung genau zu betrachten und die einzelnen Stücke bei Blitzlicht zu photographieren, das zweitemal, um die echten Stücke mit billigem Ersatz zu vertauschen.

In einem anderen Falle hatte der Einbrecher mehr Glück. Er hatte zwar Spuren seiner Tätigkeit in einem Landhause hinterlassen, aber der Besitzer erklärte, daß während seiner kurzen Familienreise nichts abhanden gekommen wäre. Er hatte vorher nicht nur das Haus, sondern auch den Keller und alle Schuppen genau untersucht. Nach ein paar Tagen wollte er dann zum Wochenende den gewohnten Ausflug mit seiner Familie unternehmen. Er öffnete den Automobilschuppen, um den Wagen für die Fahrt fertig zu machen. Das neugekaufte Auto, der Stolz seines Besitzers, war mit einer Lederdecke überspannt. Die Decke wurde entfernt und zum Vroschein kam — die wertlose Ruine eines ganz billigen Modells. Der Einbrecher war mit dem neuen Wagen davongefahren, nachdem er unter der Lederdecke geschickt die Umrisse des gestohlenen Objektes angedeutet hatte. Nun war kein Zweifel mehr, daß der Dieb doch etwas, und zwar etwas sehr wertvolles, mitgenommen hatte. Aber es war zu spät, denn sicher war der neue Wagen längst unkenntlich gemacht.

Falsche Besetzung

(Nachdruck verboten.)

In der ganzen Stadt erzählt man sich die wundersame Geschichte von dem jungen hübschen Mädchen, das so unvorsichtig war, bei einer Ruderregatta sich so weit über das Geländer der Landungsbrücke zu beugen, daß es ins Wasser stürzte. Und von dem schmucken, eleganten, hübschen und reichen Offizier, der ihr auf der Stelle nachgesprungen, sie an Land gebracht und ihr gleich einen Antrag gemacht hatte. Und nun waren die beiden seit Wochen ein Paar, wie es glücklicher gar nicht gedacht werden konnte.

Eines Abends stand ein eleganter junger Zivilist auf eben dieser Landungsbrücke, lehnte sich gegen das Geländer, und schaute sinnend ins Wasser, ohne an etwas Böses zu denken. Plötzlich stand ein älteres junges Mädchen von einigen vierzig Jahren neben ihm, lehnte sich ebenfalls über das Geländer, und fragte in süßem Flötenton:

„Ach, sagen Sie, mein Herr, ist dies die berühmte Stelle, an der vor Wochen ein junges Mädchen ins Wasser stürzte und dann von einem Offizier gerettet wurde, der sie später heiratete?"

Der junge Mann sah sich das junge Mädchen neben sich einen Moment an, dann meinte er:

„Das stimmt schon, hier ist die Stelle; aber was mich angeht, so bin ich weder Offizier, noch kann ich schwimmen."

Invisiblos

Skizze von Leo am Bruhl.

Nachdruck verboten.

Der Gletscher über uns wirkt im ersten, flimmernden Frühlicht wie ein ungeheurer Spiegel und wirft uns tausend funkelnde Strahlenbündel entgegen, die schmerzhaft blenden.

So stehen wir, gegen die grausame Helle kämpfend, vor dem dunkel gähnenden Eingang der riesigen Eishöhle, in der wir vor zwei Tagen unser Freilager aufgeschlagen haben, — vor zwei Tagen, als wir noch über ein Dutzend indianischer Träger verfügten. In der vorletzten Nacht sind sie alle entlaufen, hinab in den tropischen Urwald, der undurchdringlich den Fuß des Sarota-Massivs umschlingt. Alle — Napoas vom Amazonas, Kampos aus Peru, selbst die stolzen Ketschua, die doch im Hochland aufgewachsen sind — fürchten die Dämonen in den schneebedeckten Schluchten, in den ragenden Firnen des Illampu.

„Du hast recht," sagte Doktor Goll neben mir und läßt das Fernglas sinken, „er ist es. Komare kommt zurück."

Komare, der Aimara-Indianer, der allein bisher sich als zuverlässig erwiesen hat, ist die Nacht über trotz Sturm und grimmiger Kälte draußen gewesen. Er schläft nie im Lager. Längst sind wir daran gewöhnt. Mit den Indios sprach Komare nur das Nötigste, über ihre Gespensterfurcht lachte er, auf seiner Brust hängt ein kleines silbernes Kreuz . . . .

Komare hat uns also nicht verlassen. Er kommt zurück und wird uns berichten, ob der Gletscher mit unseren Hilfsmitteln zu überwinden ist, ob Aussicht besteht, den Grat zu erreichen. Noch nie vor uns betrat eines Weißen Fuß diese unendliche Einsamkeit der Kordilleren von Bolivien; alle Versuche, den Bergriesen Illamou zu bezwingen, seinen vom ewigen Eismantel umhüllten Gipfel zu erreichen, sind erfolglos geblieben. — Noch ist sein Geheimnis ungelöst.

Der Indio steht vor uns, beide Hände um die alte Flinte geklammert, die ich ihm geschenkt habe. Sein olivenfarbenes Gesicht ist finster, von tiefen Falten durchfurcht. Sein Blick, sonst offen und freundlich, sah uns, unter halb geschlossenen Lidern hervorbrechend, beinahe drohend an.

„Wo ist sein Kreuz?" fragt Doktor Goll leise in deutscher Sprache, die Komare nicht versteht; jetzt sehe auch ich, daß an Stelle des Silberschmucks ein Affenzahn hängt.

„Bist du krank?" Doktor Golls Stimme ist hart und kalt.

Ohne Gruß murrt Komare dumpf: „Wir müssen umkehren, Sennores. Höher hinauf dürfen wir nicht. Die Berggeister leiden es nicht."

Doktor Goll herrscht ihn an. „Du bist wirklich krank. Wie könntest du sonst ein tapferer Aimara und ein Christ außerdem, an solchem Unsinn glauben? Deine Berggeister kümmern mich nicht, Komare."

Und, ohne mich anzusehen, setzt er deutsch hinzu: „Hole mein Gewehr, bitte. Ich werde diesen Narren einfach zwingen, uns weiter zu führen, denn ich verspüre nicht die geringste Lust, tausend Meter unterm Ziel vor bolivianischen Gespenstern Reißaus zu nehmen."

Ich komme der Aufforderung der Gefährten nach und kehre bald mit zwei Karabinern zurück. Komares Gesicht wird zu unheimlicher Fratze: daß die Waffen Gewalt bedeuten, erkennt er sofort. Ungezähmter Haß glüht ihm im Auge.

„Wir werden sterben, alle!" zischte er durch die Zähne. „Ich sprach mit dem Unsichtbaren in dieser Nacht." Ein krampfhaftes Zittern überfällt ihn, er taumelt, rafft sich hoch. — Angst? — Undenkbar nach den bisherigen Erfahrungen. Weiß er mehr als wir? Ahnt er Gefahr?

Ich versuche es noch einmal mit Güte und frage ruhig: „Gestern abend sprachst du noch vom Weitermarsch. Was hat deine Meinung so plötzlich geändert, Komare?"

Da sehe ich, daß der Indio statt einer Erwiderung verstohlen am Abzug seiner Flinte nestelt. Doktor Goll schmettert ihm mit unvermitteltem Kolbenhieb die Waffe aus der Hand.

Ein wilder Schrei bricht gellend aus Komares Kehle, ein Schrei, der die tiefste Zelle des Herzens erbeben läßt. Gleichzeitig hebt der Aimara die Arme über den Kopf und flicht die braunen Finger über dem Scheitel zu seltsamer Gebärde ineinander. Ein Zeichen? Wem?

„Zurück!" brüllt Doktor Goll, der instinktiv spürt, daß Unheil naht. Mit zwei Sprüngen sind wir im Höhleneingang, die Winchesterkarabiner im Anschlag. Scharf überstreicht der Blick das Gelände. — Nichts! — Nichts? Und doch!

Ein sonderbares Schwirren erfüllt die Luft, ein jähes Aufrauschen und Zischen; dann geisterhaftes Pochen, wie erregtes Fingergetrommel auf Fensterscheiben. Es knistert und knirscht.

Und dann, — endlich sehen wir!

Tiefe, spitze Löcher bohren sich in den glasharten Boden, die Eisdecke knackt mit hellem Zirpen wie unter dem Pickel.

Doktor Goll erfaßt es urplötzlich.

„Die Berggeister!" höre ich ihn langsam sagen, und die Worte gehen, als kämen sie müde aus weiter Ferne, tonlos und unsicher an mir vorüber. „Sie schießen mit unsichtbaren Pfeilen."

Grauen packt nach mir. Doktor Goll beugt sich und faßt über einem der spitzen Löcher zu, anscheinend in die leere Luft nur; er greift etwas, das ich nicht sehen kann, und reicht es mir. Da fühle ich das Unsichtbare, einen dünnen Stab, den typischen Indianerpfeil. Ich fühle ihn, aber ich . . . . sehe ihn nicht.

„Komare!" schreit Doktor Goll. Mir ist es, als erwache ich. Der Indio steht wie erstarrt da draußen. Rings um ihn klirrt es, zerschellt der blinkende Spiegel. Komare, wie ein Schlafwandler, tut einen zaghaften Schritt, wendet sich dann gegen den Gletscher und beginnt zu laufen, zu ihnen, die dort irgendwo sein müssen, unsichtbar, die ihre Pfeile hierher schicken in hohem Bogen, daß sie fallen wie Fliegerpfeile.

Ein Schrei. Das Blut stockt mir.

„Madre de Dios! Los Invisiblos!" Dann bricht der Indio zusammen. Ein verirrter Giftpfeil traf ihn wohl. Sein letztes Wort: die Unsichtbaren! Geister? Gespenster des Illampu? Oder die sagenhaften Indianer, die sich unsichtbar machen können? Doktor Goll reibt den Pfeil, den er aus dem Boden zog, mit einem Tuch ab: ein Indianerpfeil, wie tausend andere, die Spitze grünmetallisch, schimmernd. Gift, das, nadelspitzenfein, den Jaguar im Sprung tötet.

Das Geheimnis des Illampu, das Geheimnis der Invisiblos blieb uns verborgen. Wir erklommen den Gipfel des weißen Riesen nicht, denn das Schwirren der Pfeile blieb um uns.

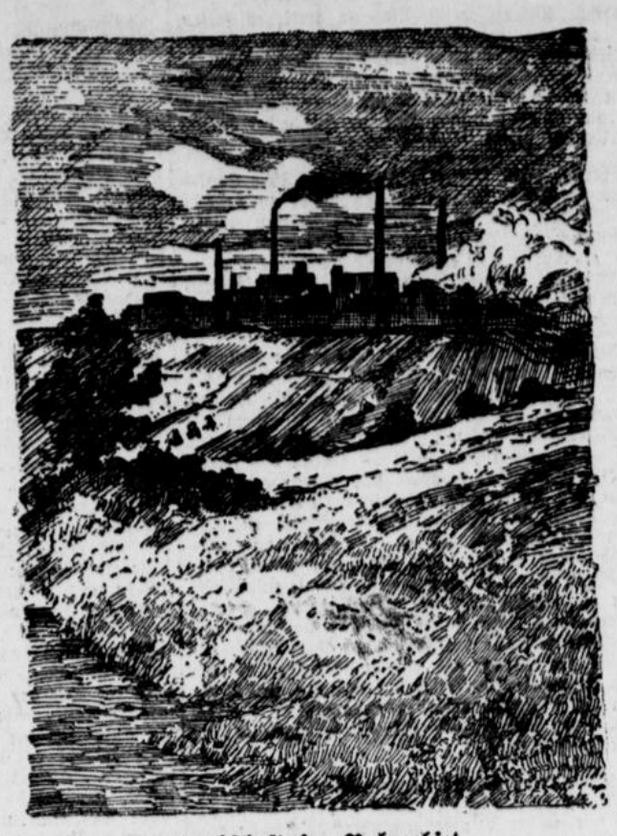
Eins rettete uns, die unerklärliche Tatsache, daß die Geschosse ausschließlich senkrecht von oben kamen; die Unsichtbaren schienen den direkten Schuß nicht zu kennen.

Aus den Behältern unserer Instrumente bauten wir metallene Schutzschilde, unter denen wir bergab stiegen.

Aber bis hinab zur Schneegrenze pochten die Pfeile der Invisiblos über unseren Köpfen, ein quälender, gespenstischer Reim.

Dort, wo der Märker Eisen reckt ...

Größe und Bedeutung des Ruhrgebiets.



Landschaft im Ruhrgebiet

Nichts kennzeichnet die ungeheure Wichtigkeit und Ausdehnung des in Rheinland-Westfalen, zwischen dem unteren Lauf der Ruhr und Lippe, gelegenen Industriegebiets treffender als allein schon folgende nackte Tatsachen: Die Reichsbahndirektion Essen bedient den Verkehr des wirtschaftlich außerordentlich bedeutungsvollen und umfassenden Ruhrkohlengebiets. Kohle und Eisen bestimmen Handel und Verkehr des Gebiets und bilden auch die Grundlage für zahlreiche mittlere und kleinere industrielle Nebenbetriebe bis weit über die Grenze des Bezirks hinaus. Das Vorkommen an Steinkohle im Ruhrgebiet wird auf über 200 Milliarden Tonnen Kohle geschätzt. Die Förderung betrug 1926 etwa 112 Millionen Tonnen = 78 Prozent der deutschen Kohlenförderung. Ebenso bedeutungsvoll ist die Roheisenerzeugung, die sich im Jahre 1926 auf 8 Millionen Tonnen = 80 Prozent der deutschen Roheisenerzeugung, belief. Zahlreiche Gießereien, Walzwerke und Maschinenfabriken bilden die berühmte rheinisch-westfälische Schwerindustrie, die durch Namen wie Krupp, Thyssen, Stinnes, Klöckner, Haniel, Hoesch, Mannesmann u. a. gekennzeichnet ist. Auf die Nebenprodukte der Steinkohle baut sich eine bedeutende chemische Industrie auf. Im Bezirke Essen liegen auch die Duisburg-Ruhrorter Häfen, die größten Binnenhafenanlagen Europas, an der Mündung der Ruhr, die, mit umfangreichen Gleisanlagen und zahlreichen Umschlageinrichtungen versehen, im Jahre 1926 an einzelnen Tagen Umschlaghöchstleistungen bis zu 80 000 Tonnen aufwiesen. Infolge der starken Industrialisierung ist das Gebiet eng bewohnt. Auf 1 Quadratkilometer entfallen 1035 Köpfe, sonst in Deutschland im Durchschnitt nur 132 Köpfe.

Oder eine andere Tatsache ist ebenso bezeichnend: Man ziehe auf einer kleinen Landkarte um Bochum herum einen Kreis von etwa dreißig Kilometern Halbmesser. Auf dem Globus begrenzt ein Stecknadelkopf das Gebiet, in dem rund 5 000 000 Menschen leben! Berlin ist etwas über vier Millionen hinausgewachsen; alle halbwegs größeren Städte Oesterreichs zusammengezählt haben zweieinhalb Millionen Einwohner!

Diese Riesenballung ist jäh gekommen. Erst im Verlaufe der letzten hundert Jahre stellte Deutschland das ungeheure Bienenhaus auf seinen wertvollsten Boden. Vorher — eine komische Tatsache! — gebrauchte man

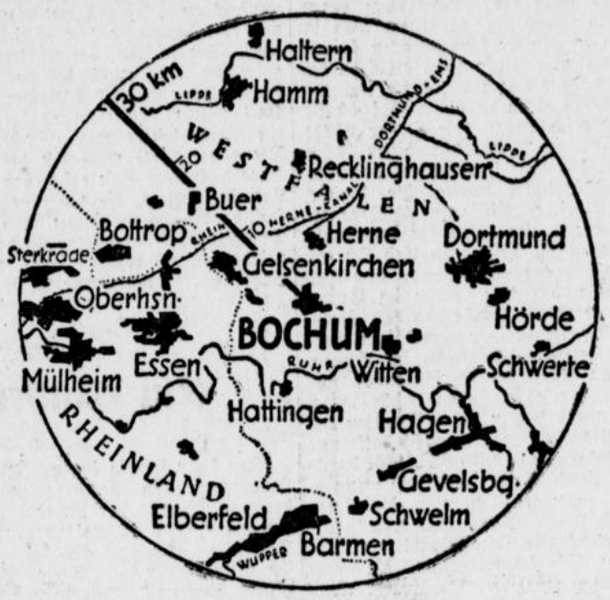


Elektrische Grubenbahn

die Ruhrkohle nur zum Schmiedefeuer, man hatte Brandholz genug! Heute hat das Ruhrgebiet vierzig Prozent aller deutschen Frachten, und in seinem Norden muß man schon über 1000 Meter in die Tiefe gehen, um gute Kohle zu finden. —

In Bochum befinden sich zwei, im Essener Stadtgebiet liegen zweiundzwanzig Kohlenbergwerke. Allein die Bochumer Handelskammer zählt für ihren Bezirk 90 000 Bergleute, für die doppelte Portionen an Licht, Luft und Sonne gebraucht werden. Woher?

Krupp hat schon vor vielen Jahren mit Siedlungen abseits des Industrierauchs angefangen. Auch diese Grünstätten werden zu richtigen Grünstädten mit einer Einwohnerschaft von 10- bis 15 000 Menschen! Solche Anlagen werden schon lange nicht mehr von den einzelnen Magistraten gebaut und verwaltet (wie ja durch das Zusammenlaufen der Städte die politischen Kreise und Bezirke verschwunden sind!), sondern es gibt dafür eine besondere Stelle mit dem wenig grünen und sehr preußisch-amtlichen Namen: „Siedlungsverband Ruhrkohlen-Bezirk." — Strebt nun auch jeder Oberbürgermeister der Kohlengegend als Schmuck und Ehrenkleid nach einem Grüngürtel, so ist doch hauptsächlich das Tal der Ruhr ein Garten Eden. Ein wirklicher Gesund-Brunnen. Es gibt keinen deutschen Fluß, der von Behörden und Bevölkerung mit gleicher Sorgfalt und Liebe umhegt wird. Vier große Verbände bewachen die Ruhr, bauen ihr Talsperren, halten sie für Trinkwasser rein, schicken ihr Niederschlagszuflüsse und leiten die Abwässer fort. Kein schmutziger Kohlenkahn zerschrammt mehr ihren stillen Spiegel, die Ruhr darf wie ein sorgloses Kind durch die Täler laufen und nur nachts, wenn die Maschinen in den Werken kaum zur Hälfte ausgenutzt werden, schickt man sie auf einen Berg, um am Morgen aus ihrem Gefälle Reservekraft zu holen. Immerhin ist es verwunderlich, daß man nicht überall die Ruhr auf schnellstem Wege erreichen kann. Man kann im Ruhrgebiet mit der Straßenbahn stundenlang kreuz und quer fahren — will man aber z. B. von Bochum aus an die Ruhr, so ist das umständlich, und kostet außerdem 55 Pfennig!



Großstadt Ruhrgebiet

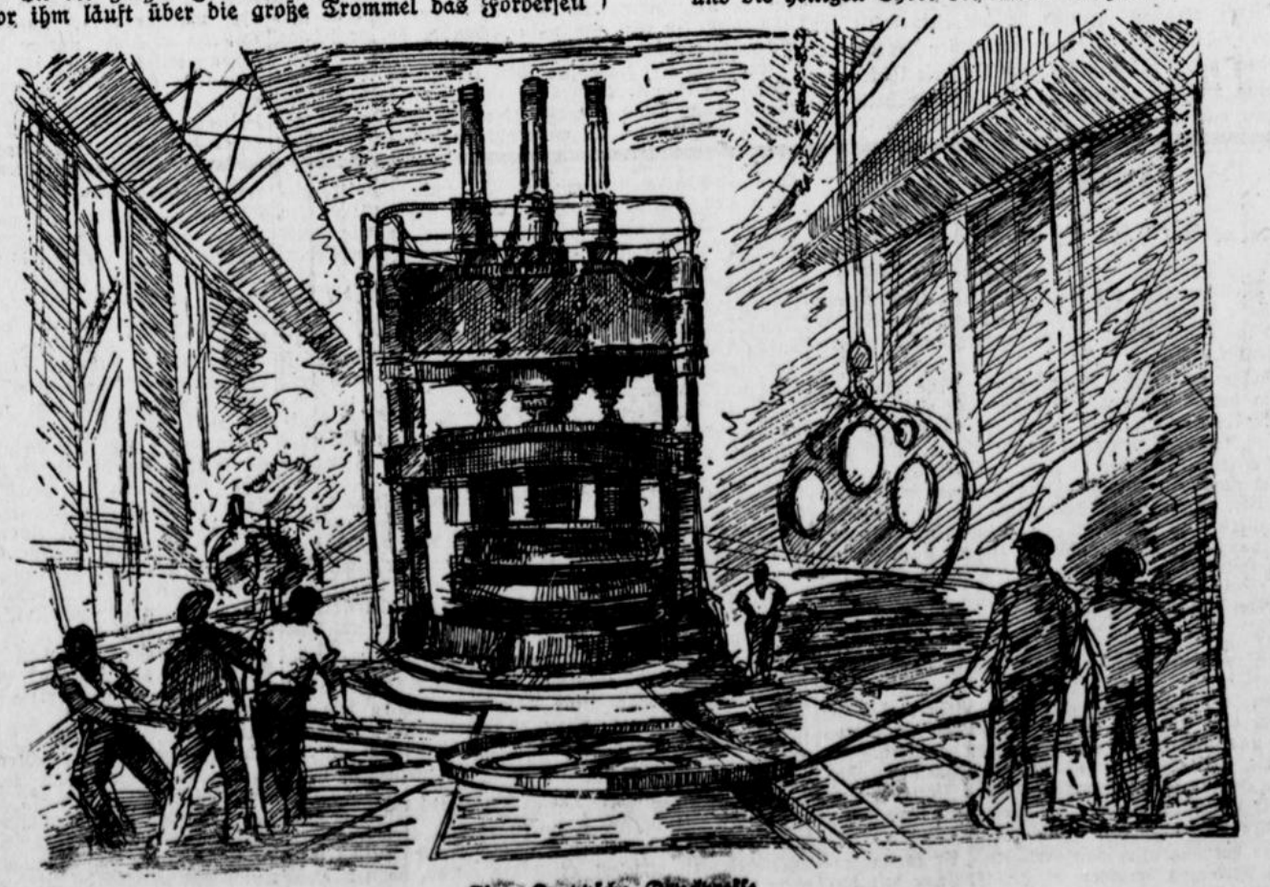
Die großen Städte muten oft amerikanisch an. Essen hat eine vorbildliche City, hat Hauptbahnhof, Börse, Banken, Post und Hotels auf Schrittweite zusammengerückt. Nirgendwo hat man so mit unserem romantisch-protzigen Baustil aus den neunziger Jahren aufgeräumt wie hier. Schon seit Jahren holt man sich die besten Architekten des Reiches. Man scheut sich durchaus nicht vor baulichen Experimenten, und man läßt es mit dem bunten Anstrich alter Häuser allein nicht bewenden, sondern reißt mutig nieder, um gläsern, lustig und zweckhaft wieder aufzuwachsen. Daß dabei vorläufig alt und neu, krumm und schief, durcheinander steht, daß in Bochum ein westfälisches Kirchlein verschüchtert neben einem Wolkenkratzerchen hockt und hinter der Essener hochmodernen Innenstadt noch ein Goethesches Gartenhaus in blassem Ocker durch hochgräfliche Hecken schimmert — das alles wird sich noch in das Bild einer neuen Zeit ordnen.

In der großen Förderhalle sitzt ein einziger Mann. Vor ihm läuft über die große Trommel das Förderseil der Dampfmaschine. Eine weiße Marke rutscht an einer Skala auf und nieder, eine Glocke schlägt laut und hart und zerschlägt acht lange Arbeitsstunden in eine Unzahl verantwortungsvoller Sekunden. Der Förder-Maschinist sitzt und starrt an die Säule, bremst, kuppelt, hat die Hände am Gestänge, das Ohr am Höhrrohre, und schon im nächsten Augenblick kann die Glocke dreimal anschlagen, und dann ist unten im Schacht oder oben im Förderturm etwas Böses los. Da oben und da unten — es wird einem das Herz schwer, wenn man an die müden, verschwitzten Gesichter der Mitmenschen denkt und wenn's ginge, würde man alle Erfinder für die nächsten fünf Jahre in die Gruben schicken, damit sie Wege finden, um die Menschen von dieser mittelalterlichen Fronarbeit zu erlösen.

Will man den Kreislauf eines Zechenbetriebes halbwegs kapieren, muß man sein Schul-Chemiebuch mitbringen. Hat man sich an Hand der chemischen Formeln die Produktionsfolge klargemacht: Kohle — schwarzer Teer — weißes Ammoniaksalz — farbloses Benzol,, so steht man doch gleichermaßen verzaubert vor dem Tank, in dem eine Million Liter Benzol gereinigt wird, vor der Schütte, die täglich zwölf Tonnen gleich 1 200 000 Kilogramm Düngesalz von der Decke der Halle träufeln läßt. Man begegnet kaum einem Menschen, in den einzelnen Gebäuden. In den Destilierblasen zischt es ein wenig, in den Röhren knackts unheimlich, und die Zähne der Frequenz-Messer schwingen im Rhythmus der Stromstöße. Hinter den Kesselwänden, hinter den Glaswänden aber führen Elemente einen Kampf auf Leben und Tod und es dauert Stunden und Tage, ehe sie sich neu und nützlich verbunden haben.

Dazu höre man, was der Arbeiterdichter Uhlmann spricht:

Ich sah die harten, zerfurchten Gesichter
über der Oefen Glutentrichter,
ich sah das Heer der tausend Räder,
ich sah der Gießbahn Rinngeäder,
ich sah die Körper sich recken und dehnen,
ich sah die brandroten Eisensehnen,
ich sah die Blöcke in Weißglut gewachsen,
ich sah die stählernen Kolben und Achsen,
und brausende Dämpfe sangen und tönten,
und die heiligen Chöre der Arbeit dröhnten.



Eine Kruppsche Druckpresse

Westfalen / Rheinland

Kölner Buchmacher vor Gericht

Nachklänge zum Prozeß Müller

Unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Dr. Febr beschäftigte sich am Dienstagvormittag in fünfstündiger Verhandlung die Zweite große Strafkammer des Kölner Landgerichts als Berufungsinstanz wiederum mit den Straftaten jener drei Kölner Buchmachergehilfen Zeitz, Willi Schulte und Wilhelm Schumann, die wegen fortgesetzter Hehlerei im Dezember 1927 zu je neun Monaten Gefängnis verurteilt worden waren. Nach der Anklage soll jeder dieser Angeklagten mindestens 70 000 Mark für Rennwetten von dem zu drei Jahren Zuchthaus verurteilten Sparkassenvorsteher Müller erhalten haben, der insgesamt 432 999 Mark unterschlagen hat, wobei angenommen wird, die drei Beschuldigten hätten den Umständen nach wissen müssen, daß es sich bei den gesetzten hohen Beträgen um veruntreute Summen handelte. Die Beschuldigten bestritten dies schon in der ersten Berufungsinstanz im Februar dieses Jahre und boten zu ihrer Verteidigung auch diesmal wieder einen großen Zeugenapparat, Sachverständige und drei Verteidiger auf. Die Angeklagten vermochten bestimmte aktenmäßig festgelegte Tatsachen nicht wegzuräumen, die eine gegenteilige Auffassung ihrer Aussagen zuließen.

Interessant gestaltete sich die während der Vernehmung der Angeklagten „zum besseren Verständnis der Materie" erfolgte Zeugenaussage des Syndikus der konzessionierten Buchmacher Deutschlands, des früheren Reichstagsabgeordneten Ernst. Er betonte, daß nicht die großen Wetter, sondern die kleinen Leute, die in hellen Scharen immer wieder setzen, den eigentlichen Gewinn der Buchmacher einbringen. **Nach Meinung dieses Sachverständigen wird bei Rennwetten überhaupt nur verloren, schon weil bei zehnfachem Umsatz der ganze Wettbetrag bereits der Steuerkasse zugeflossen sei.** Dieser Zeuge setzte sich ungeachtet seiner Syndikustätigkeit für die Buchmacher dafür ein, daß trotzdem die zehn v. H. Abgabe für den Totalisator durchaus gerechtfertigt seien und das Rennwett- und das Lotteriegesetz sittliche Berechtigung hätten. Mancherlei führte der Sachverständige dafür an, daß im Verhalten der drei Kölner Buchmachergehilfen nichts vorgekommen sei, was für eine Hehlerei spreche. Daß auf der Straße große Barbeträge von Müller den Buchmachern übergeben worden seien und daß dabei nicht einmal nachgezählt worden sei, überrasche den Kenner der Verhältnisse keineswegs. Es herrsche gerade im Verkehr der Buchmacher ein unbegrenztes Vertrauen wie sonst nirgend im kaufmännischen Leben. Der aus dem Zuchthaus vorgeführte ehemalige Sparkassenvorsteher Müller, der sich als das Opfer eines „namenlosen Unglücks" hinstellte, erklärte, er müsse zugeben, daß er wirklich den drei Angeklagten gesagt habe, er spiele für ein Konsortium. Genau das Gegenteilt hat Müller in sieben Vernehmungen früher ausgesagt und auch selbst bei Gegenüberstellungen stets behauptet.

Die Verteidiger sahen sich im weiteren Verlauf der Verhandlung veranlaßt, neue Beweisanträge zu unterbreiten und dabei vor allem auch auf die Vernehmung eines jetzt in Düsseldorf sehr ernstlich erkrankten Rechtsanwalt Sehn zu drängen. Das Gericht erklärte hierauf die Vertagung dieses Strafprozesses auf unbestimmte Zeit.

Wesel. (Ein Postauto in Brand geraten.) Mittwoch nachmittag geriet das Postauto Wesel-Rheinberg auf der Hauptstraße in Wesel in Brand. Der Führersitz wurde vollständig von den Flammen vernichtet. Dem Führer gelang es noch im letzten Augenblick, sich zu retten. Durch das schnelle Eingreifen von Anwohnern und Feuerwehrleuten konnte der Brand rasch gelöscht werden, so daß das Feuer nicht auf das Innere des Wagens übergreifen konnte. Verletzt wurde niemand, dagegen verbrannte ein Teil der Postsendungen.

Essen. (Aus dem fahrenden Zuge gesprungen.) Aus einem fahrenden Zuge gesprungen ist bei der Fahrt von Essen nach Bochum eine junge Dame, die von einem Manne in gröbster Weise belästigt worden war. Zum Glück trug sie bei dem Sturz nur eine Verletzung am Kopf davon. Die Dame hatte noch die Geistesgegenwart, sich sofort von den Schienen herabzuwälzen. Hätte sie das einige Sekunden später getan, würde sie unfehlbar von einem aus entgegengesetzter Richtung kommenden Personenzug überfahren und getötet worden sein.

Essen. (Selbstmord eines Brandinspektors.) Mittwoch wurde der Brandinspektor L. von hier in den Kellerräumen der städtischen Feuerwehr in der Gildehofstraße mit einer Schußwunde im Kopf erhängt aufgefunden. Das Motiv der Tat ist noch unbekannt.

Essen. Der Oberbürgermeister klagt.) Wie uns die Stadtverwaltung mitteilt, hat Oberbürgermeister Bracht, der sich zurzeit in Erholungsurlaub befindet, wegen beleidigender Artikel des „Ruhr-Echos", der „Welt am Abend", Strafantrag gestellt.

Hamm. (Ein folgenschweres „Schläfchen" am Eisenbahndamm.) Ein Mann von hier hatte sich zu einem „Schläfchen" an der Böschung Walburger Tor niedergelassen. Er rollte von der Böschung herunter und geriet mit den Beinen unter einen gerade vorbeifahrenden Kleinbahnzug. Mit schweren Bein- und Bauchverletzungen wurde er ins St. Marien-Hospital gebracht. Sein Zustand ist lebensgefährlich.

Steele. (Das leidige Messer.) Im Verlaufe eines Wortwechsels verletzte der Bergmann Hermann R. aus der Dahlhauser Straße einen anderen Bergmann durch einen Messerstich in die Brust schwer. Der Verletzte mußte sofort dem Krankenhaus zugeführt werden.

Aus aller Welt

Künstlerflucht aus Rußland

wi. Wien, im September. Einem Blatt seien folgende bemerkenswerte Aufzeichnungen entnommen: „In letzter Zeit, so schreibt das Moskauer Blatt „Komsolskaja Prawda", **macht sich unter den prominenten russischen Schauspielern und Künstlern eine Flucht nach dem Ausland bemerkbar.** Fast alle Begründer des Moskauer Künstlerischen Theaters, wie Boleslawski, Bondarew, Kolin, Chmara haben nach und nach Rußland verlassen und leben jetzt ständig im Ausland und wollen nicht mehr nach Rußland zurückkehren. Als eigentlicher Urheber des Zerfalls des berühmten Studios des Moskauer Künstlerischen Theaters kann der bekannte Regisseur M. Dikij angesehen werden. Er war einer der ersten, der die Fahnenflucht ergriff. Als nächster ging auf „Urlaub" der bekannte dramatische Schauspieler Sokolow vom Theater „Tairoff" in Moskau. Er ist heute bei Max Reinhardt in Berlin und Wien tätig und will von einer Rückkehr nach Sowjetrußland nichts mehr wissen. Das Theater Alexi Granowskis, das gegenwärtig in Wien gastiert, will scheinbar ebenfalls längere Zeit Rußland fernbleiben, denn es hat bei der russischen Regierung eine Verlängerung seines Gastspiels in Europa auf unbestimmte Zeit erbeten. **Nun will aber das revolutionärste aller russischen Theater, das Theater, das den Namen W. S. Meyerhold trägt und nach Tairoff eines der interessantesten Experimentaltheater Neurußlands ist, Moskau und Rußland den Rücken kehren und auf längere Zeit in Europa und Amerika ein Gastspiel absolvieren.** Es wird fast mit Sicherheit angenommen, daß das Theater Meyerhold in der kommenden Saison seine Pforten in Moskau überhaupt nicht öffnen wird. In wohlinformierten Moskauer Theaterkreisen wird behauptet, daß Meyerhold diese Saison sein Theater gesperrt hält, daß der berühmte Regisseur de feste Absicht hat, mit seinem Ensemble eine Gastspielreise durch Europa und Amerika zu unternehmen und daß er diese Tournee trotz der Schwierigkeiten, die ihm die Hauptverwaltung für Kunst und Wissenschaft „Glawiskusstwo" in den Weg legt dennoch durchführen wird. Man ist in Sowjetrußland über diesen Verrat Meyerholds mehr als empört und deshalb richtet das Blatt an Meyerhold folgenden „offenen Brief": Genosse Meyerhold! Wollen Sie gerade jetzt in den schweren Tagen des Kampfes für die neue russische Theaterkultur unsere Reihen verlassen, um zweifelhafte Siege im bürgerlich kranken Europa zu erringen? Ein Theater, welches den Namen Meyerhold führt, muß in Sowjetrußland arbeiten. Wir fordern Sie auf und schlagen Ihnen vor, auf das Auslandsgastspiel zu verzichten und in Moskau zu bleiben. Wir erinnern Sie, daß einer der bekanntesten russischen dramatischen Sowjetschriftsteller Majakowski ein Stück für Ihr Theater fertiggestellt hat und daß es Ihre Pflicht ist, dieses Stück aufzuführen. Ihr Wirkungskreis ist und bleibt Moskau!

Die Redaktion „Komsolskaja Prawda."

Dieser Appell der „Komsolskaja Prawda" ist Beginn einer planmäßigen Kampagne gegen Meyerhold, die scheinbar auf einen Wink von oben gegen den beliebten und berühmten Regisseur eingeleitet wird. Man will das Gastspiel des Theaters Meyerhold mit allen Mitteln, die der Sowjetregierung zu Gebote stehen, im Auslande verhindern, da man mit Recht vermutet, daß Meyerhold „rußlandmüde" geworden ist und ein neues Feld für seine Regietätigkeit sucht. Es ist schwerlich anzunehmen, daß Meyerhold — wegen des Stückes von Majakowski — von seiner Idee, eine Gastspieltournee im Auslande durchzuführen, abweichen wird. **Es muß scheinbar mit der Pflege der russischen Kunst in Moskau nicht so glänzend bestellt sein wie die besten Führer des neuen russischen Theatergedankens nichts mehr von Propagierung der kommunistischen Ideen wissen wollen und im Auslande wirkliches und nicht kommunistisches Theater spielen wollen.** Daß eine Rückkehr nach Rußland mit gewissen Gefahren verbunden ist, das beweist der Fall Maxim Gorki. Der kranke Dichter wollte nach Italien zurückkehren, aber die Sowjetregierung hat ihm bloß die Reise nach dem Kaukasus gestattet."

Großstadtbildung und Beamtenaristokratie

Der Hintergrund der großstädtischen Eingemeindung

Als vor nunmehr zwei Jahren der „große Eingemeindungskampf" abgeschlossen war, sandten alle Beteiligten Dankgebete zum Himmel, daß endlich diese neue Form unerträglichen kleinpolitischen Kampfes ihr wohlverdientes Ende erreicht hatte. Und alle schworen sich: „Nie wieder Krieg!", denn man hatte sich davon überzeugen müssen, daß die Aufwärtsentwicklung der Kommunen durch solche Erschütterungen nicht gerade gefördert werden konnte.

Kaum ist der erste und zweite Eingemeindungskampf vorüber, melden sich die Vorzeichen eines neuen, ungleich heftigeren Streites unter den Städten und Landkreisen, ja teilweise sind wir schon mitten drin. All die schönen iDnge, die uns aus den Jahren 1926 und 1927 noch in so wenig angenehmer Erinnerung sind, müssen bei den Großstädten herhalten, um die unausdenklichsten Dinge zu beweisen, mit denen sie aber auch nicht das Geringste zu tun haben. Das schwirrt wieder durch die Luft von „Siedlungsgelände", von „Wirtschafts- und Verkehrsnotwendigkeiten", von „Siedlungskernen" und „Arbeitsstätten", von „Scheibenpolitik und Interessengebieten", von „Sparsamkeit und besserer Ausnutzung der bestehenden Einrichtungen" und was der schönen und deshalb durchaus nicht stichhaltigen Argumente bei den Großstädten mehr sind.

Wenn man früher von Staatsnotwendigkeiten sprach, so sind in diesem Kampfgebiet die kommunalen Interessen die ultima ratio, die auch dann ziehen, wenn alles andere die großen Wirkungen verloren hat. Bilanzen und Etats marschieren auf, die recht zu studieren jahrelang dauern würde, Etats, die so kunstvoll den jeweiligen Erfordernissen angepaßt sind, daß selbst der gewiegteste Finanzmann und Kommunalpolitiker neidlos seine Unfähigkeit gegenüber dieser Zahlenstatistik zugeben muß. Und das alles, wie gesagt, im Interesse der Kommune, der „Allgemeinheit" und der sog. „höheren Gesichtspunkte" wegen.

Wo in aller Welt sind hier die Interessen der Allgemeinheit? Wer bestimmt hier den Begriff der Allgemeinheit? Gewiß, wir haben seit dem seligen Minister vom Stein die kommunale Selbstverwaltung, eine Einrichtung, die in ihren idealsten Konsequenzen eine der gesundesten Ideen in der Geschichte der Verwaltung darstellt. Aber stellen wir uns einmal ganz unvoreingenommen die Frage: Wo herrscht denn in der Großstadt wirklich noch kommunale Selbstverwaltung? Wo nimmt dort der einzelne Bürger, wo kann er noch tätigen Anteil nehmen an den Geschicken seines Gemeinwesens? Und ist nicht die tätige Anteilnahme des einzelnen Bürgers der Sinn der Selbstverwaltung?

Sicher, man hat die städtischen Körperschaften, die „selbstverantwortlich" über die Geschicke der Stadtentwicklung beraten. Aber, die Tätigkeit dieser Vertreter in allen Ehren: wer kann von ihnen verlangen, in Städten von oft mehreren 100 000 Einwohnern, mit Etats, die in die „zig" Millionen gehen, daß sie auch tatsächlich selbstverantwortlich arbeiten können? Wo ist in der Großstadt der Stadtverordnete, der einem Dezernenten eine mit allen Finessen seines speziellen Faches aufgestellte Vorlage mit Tatsachengründen abbiegen könnte?

Und da sind wir an den Kernpunkt der Sache angelangt: es hat sich in der Großstadt eine kommunale Beamtenaristokratie gebildet, die, gleich derselben Gattung in Reich und Ländern, alles beherrscht, was in der Kommune überhaupt des Beherrschens wert ist. Es ist nicht der kleinere und mittlere Beamte, o nein, dem hat man heute in der Großstadt genau so wenig Einfluß gegeben, wie früher. Er ist dieser Aristokratie gegenüber auch zum Bürger geworden, der ebenso souverän mitbeherrscht wird. Der Beamte der Mittelstadt, der sein Publikum bis auf den Mann genau kennt, er ist in dem Moloch Großstadt zu einem Werkzeug mechanischer Arbeit geworden, für das der Bürger ein Geschöpf ist, gekennzeichnet durch die Nummer im Heberegister oder auf dem Meldezettel. Persönliche Beziehungen zwischen dem Beamten und dem Bürger, die in der Mittelstadt fruchtbringend wurzeln, sie sind in der Großstadt unmöglich geworden durch das ungeheure Anwachsen des Territorial- und Arbeitsgebietes, das nur durch erhöhte Schematisierung bewältigt werden kann. Und dieses Schema ist der Tod der Selbstverwaltung. Wenn der Bürger nicht mehr das Schicksal seiner Stadt, und der Beamte nicht mehr das Schicksal der einzelnen Bürger übersehen kann, dann ist es Zeit, entweder diesen Zustand zu ändern, oder das Gerede von der Selbstverwaltung wie so viele andere Errungenschaften endgültig zu den Akten zu legen. Operiert man trotzdem noch mit dem inhaltlosen Begriff, so macht man sich selbst und anderen etwas vor.

Die Sachlage hat gerissene Menschen auf den Plan gerufen, die aus ihr Vorteil ziehen. In der Kommunalbeamtenschaft der Großstadt hat sich ein höheres Beamtentum entwickelt, das man nicht anders als mit Aristokratie bezeichnen kann. Diese hat unter dem Deckmantel des Schlagwortes „Selbstverwaltung" sich große Kommunalgebilde geschaffen, in denen dem Namen nach die Bürgerschaft, in Wirklichkeit aber sie selbst schaltet und waltet, wie sie will. Das Aufsichtsrecht des Staates besteht zwar formell noch, aber in so geringem Maße, daß es fast nur noch eine leere Formel ist. Die Stadtvertretungen kämpfen an einzelnen Stellen noch einen verzweifelten Kampf gegen die neuen Selbstherrscher, aber im allgemeinen hat man sich, zwar unbewußt, langsam aber sicher zur Bewilligungsmaschine machen lassen. Man hat eingesehen, daß es unmöglich ist, in einer großen Stadt alles übersehen zu können, und man hat aus dieser Erkenntnis resigniert die Konsequenzen gezogen.

Und der Bürger der Großstadt. Er rebelliert noch etwas, aber es nutzt nichts mehr. Die Arbeiterschaft versucht noch mit einigem Erfolge für sich herauszuholen, was herauszuholen ist, um bei anderen Gelegenheiten wieder ins Hintertreffen zu geraten. Der Mittelstand versucht ebenfalls den Kampf gegen diese modernen Windmühlen, aber er erreicht noch weniger. Und der kleine und mittlere Beamte vollends ist der neuen Sachlage, wenigstens was sein Fortkommen anbetrifft, wehrlos ausgeliefert.

Und diese Entwicklung in der Großstadt geht noch weiter. Sie liegt in der Richtung der Zeit, die nicht nur in der Technik, sondern auch in der Verwaltung mit allen Kräften nach Mechanisierung drängt. Der Mensch darf nicht mehr Mensch sein in seinem eigenen Bereich. Das Nietzschewort: „Staat ist das kälteste aller Ungeheuer" läßt sich ohne sonderliche Mühe auch schon auf die Großstadt anwenden. Die Wärme der persönlichen Menschenbeziehungen ist dort in dem Schema untergegangen und restlos erkaltet. Uebriggeblieben ist ein Machtinstrument für ehrgeizige Naturen, die auf dem Rücken des steuerzahlenden Bürgers ihre kommunalpolitischen Eiertänze aufführen, ein Vorgang, der dann mit viel Phantasie als Arbeit für das „Allgemeinwohl" ausgelegt wird. Wie man dabei noch den inneren Aufbau der fast von Tag zu Tag wachsenden Kommune zu fördern gedenkt, bleibt ein Rätsel.

Der Kunstverein für Rheinland und Westfalen, dessen ideales Bestreben dahin geht, unserer von wirtschaftlicher Not besonders hart getroffenen Künstlerschaft durch Ankäufe ihrer Kunstwerke helfend unter die Arme zu greifen und sie zu neuem Schaffen anzuspornen, kann Anfang November 1929 auf eine hundertjährige Wirksamkeit zurückblicken. Vorsitzender der Vereinigung ist zurzeit Fabrikbesitzer A. Fr. Flender.

Viersacher Kindermord eines Ehepaares

In dem Städtchen Schömberg im Kreise Landeshut wurden der Bäcker Moschner und seine Ehefrau unter dem dringenden Verdacht verhaftet, im Laufe des letzten Jahres vier außerehelich geborene Kinder der Frau ermordet zu haben. Frau Moschner, eine Kriegerwitwe, ist erst seit einem halben Jahr mit dem Bäcker verheiratet. Drei der Kinder sind vor der Verheiratung gestoben, das letzte verschied vor wenigen Tagen. Da Mordverdacht auftaucht, wurde eine Untersuchung eingeleitet, die ergab, daß bei dem letzten Kind eine Vergiftung vorlag. Die Leichen der drei übrigen Kinder sollen nunmehr ebenfalls untersucht werden. Die Staatsanwaltschaft nimmt an, daß die Mordtaten von den Eheleuten gemeinsam vollbracht worden sind, um der wirtschaftlichen Sorgen für die Kinder enthoben zu sein.

Schwerer Eisenbahn-Unfall in der Fränkischen Schweiz

Am Sonnabend entgleiste von dem Personenzug 259 aus bis jetzt noch unbekannter Ursache in der Station Muggendorf in der Fränkischen Schweiz ein Wagen und stürzte um. Dabei wurde ein Kind namens Kunzmann aus Nürnberg getötet und einige Personen verletzt.

Geschoßeinsturz im Ullstein-Haus

Bei Abbrucharbeiten in einem alten Anbau des Ullstein-Gebäudes stürzte die Decke des 5. Stockwerkes in einem Ausmaß von etwa 5 qm ein und brach bis zum 3. Stockwerk durch. Zwei Maurer, die oben beschäftigt waren, wurden mit in die Tiefe gerissen und schwer verletzt. Die erste Hilfe wurde ihnen in der Unfallstation des Ullstein-Hauses zuteil. Die Feuerwehr, die auf die Meldung „Menschenleben in Gefahr" mit drei Zügen angerückt war, ist zur Zeit mit den Räumungsarbeiten beschäftigt. Die Ursache des Einsturzes ist noch nicht aufgeklärt.

Lustmordversuch eines 18jährigen

Der 18jährige Handlungsgehilfe Erich Groeßler aus Breslau, machte einen Mordversuch an der 26jährigen Prostituierten Marta W., wurde aber durch das Zuhilfeeilen der Hausbewohner an der Ausführung der Tat verhindert. Der junge Mann war durch einen Freund, mit dem er gemeinsam eine unterschlagene Summe von 800 Mark durchgebracht hatte, auf die schiefe Bahn gekommen. Der Mord an der Prostituierten Kristen vor einigen Monaten, der immer noch nicht aufgeklärt ist, hatte in dem von einem starken Triebleben beherrschten Menschen den Gedanken aufkommen lassen, auch einmal einen Lustmord auszuführen. Wie er eingestand, malte sich seine Phantasie schon seit langem einen derartigen Tod in allen Einzelheiten aus. Seine Absicht war, sein Opfer durch einen Herzstich zu töten.

Vier Personen zerfleischt

Wie aus Moskau gemeldet wird, ist im Turuchansk-Gebiet das Dorf Semjonowka von Wolfrudeln überfallen worden. Die Wölfe zerrissen vier Personen und zahlreiches Vieh. Erst die herbeigerufenen Truppen konnten die Wölfe durch Maschinengewehrfeuer vertreiben.

183 Mitglieder einer Familie im Weltkriege gefallen

Von der Familie Knauff, die seit Jahrhunderten in der Schwalm ansässig ist und die seit 1467 ununterbrochen auf dem Stammsitz Zella wohnt, sind 183 Mitglieder im Weltkriege gefallen. Im Steinertal bei Ziegenhain wurde für diese große Familie ein Gedenkstein zum Gedächtnis an die 183 Gefallenen errichtet.

Scharlacherkrankungen in Berliner Schulen

Auf Ersuchen des zuständigen Kreisarztes wurden vier Klassen einer Volksschule in Hohenschönhausen bei Berlin wegen Scharlacherkrankungen bis zu den Herbstferien geschlossen.

Schwerer Raubüberfall

Selbstmord des Einbrechers

Während der Inhaber des Zigarrenladens an der Badstraße 62-63 in Berlin, Seltzer, mit seiner Frau in der Synagoge weilte, drang ein unbekannter Mann in deren Wohnung unter der Angabe, beauftragt zu sein, für Seltzer ein vergessenes Gebetbuch abzuholen. Er folgte dem Kindermädchen in das Schlafzimmer, zog dort eine schwere Pistole und forderte Herausgabe des vorhandenen Geldes. Das Kindermädchen sowohl wie die kleine Tochter Seltzers erhoben darauf Lärm und flüchteten aus dem Zimmer. Der Wirtschafterin, die den achtmonatigen Max Seltzer auf dem Arm trug, gelang es nicht zu flüchten und der Einbrecher gab einen Schuß ab, der das Kind im Rücken traf und die Wirtschafterin in der Lunge verletzte. Durch den Lärm waren die anderen Hausbewohner sowie die Nachbarin aufmerksam geworden und der Einbrecher ergriff die Flucht. Von den Verfolgern nahezu eingeholt, schoß er sich eine Kugel in den Kopf. Er wurde mit schwachen Lebenszeichen in das Staats-Krankenhaus eingeliefert, dürfte aber kaum mit dem Leben davonkommen. Seine Person konnte noch nicht festgestellt werden.

Auf der Suche nach dem Eilzugmörder

Irrtümliche Festnahme eines Unbeteiligten.

Einige Fahrgäste des gegen 10 Uhr abends aus Hannover in Berlin eintreffenden D-Zuges glaubten in einem in Stendal zugestiegenen Passagier den Eilzug-Mörder Hopp erkannt zu haben und veranlaßten seine Festnahme auf dem Bahnhof Charlottenburg. Auf der Polizeiwache wurde jedoch sofort festgestellt, daß der Festgenommene ein Kaufmann aus Friedenau ist, der mit dem Mörder nicht das Geringste zu tun hat.

Eine frühere Raubtat des Bremer Eilzugmörders festgestellt.

Die Nachforschungen der Harburger Kriminalpolizei nach dem Kunstmaler Emil Hopp, der am vorigen Montag den Direktor der Delmenhorster Margarinewerke Franz Nordmann im Bremer Eilzug ermordet und beraubt hat, haben zu einer interessanten Feststellung geführt. Der Leiter der Untersuchung, Kriminalkommissar Pope, hat ermittelt, daß Hopp vor 5 Jahren bereits einmal einen Raubüberfall in einem Eisenbahnzug verübt hat. Er hat im September 1923 nachts im D-Zug Berlin—Hamburg eine Frau niedergeschossen und beraubt. Nach der Tat war er unerkannt entkommen. Die Personalbeschreibung, die die Frau von dem Mörder gab, paßt genau auf Hopp, und es ist auch schon durch die Vernehmung anderer Zeugen erwiesen, daß er tatsächlich als Täter bei diesem Verbrechen in Frage kommt. Die Hamburger Staatsanwaltschaft hat gegen Hopp auch wegen dieser Straftat einen Steckbrief erlassen.

Schülertragödie in einem schlesischen Gymnasium

In Oberschlesien erregt der Selbstmord eines Primaners des Staatsgymnasiums in Hindenburg großes Aufsehen, um so mehr, als vor etwa drei Wochen einer seiner Mitschüler Hand an sich gelegt hat. Nach dem Polizeibericht hat sich in der letzten Augustwoche der Primaner Smolosch aus unbekannten Motiven erschossen. Jetzt wurde nun die Mitteilung über den Selbstmord des Primaners Baumgarten verbreitet. Baumgarten gehörte ebenso wie Smolosch zu den besten Schülern der Klasse. Trotzdem war das Verhältnis der Jungen zu den Lehrern nicht das beste. Baumgarten litt sehr darunter. Noch am Tage seines Todes hatte er eine heftige Auseinandersetzung mit einem Klassenlehrer. Während er sonst still und zurückhaltend war, zeigte er nach diesem Zusammenstoß ein außerordentlich erregtes Wesen. Abends schrieb er einen vier Seiten langen Abschiedsbrief, in dem er noch einmal auf die Auseinandersetzung mit dem Lehrer Bezug nahm. Dann legte er sich auf sein Bett und erschoß sich.

Bestechungsskandal in Frankfurt a. M.

Beim Frankfurter Magistrat ist durch ein anonymes Schreiben eine Betrugsaffäre größten Stils aufgedeckt worden. Eine Tiefbaufirma hatte für die Stadt die Lieferung von Kies, Sand und Steinen übernommen. Die Firma sol nun von der Stadt viel größere Summen ausgezahlt erhalten haben, als ihr eigentlich auf Grund ihrer Lieferungen zugestanden hätten. An den Betrügereien sollen sich auch städtische Beamte und Angestellte beteiligt haben. Der Inhaber der angeschuldigten Gesellschaft hat bereits zugegeben, im Jahre 1927 durch die Betrügereien 30 000 Mark mehr verdient zu haben.

Heimkehr des Totgeglaubten

Im Jahre 1892 verschwand plötzlich aus seiner Heimat, dem kleinen elsässischen Dorf Rohfelden, ein junger Mann namens Schley. Da bald darauf in der Nähe ein Skelett gefunden wurde, das ungefähr der Größe des Vermißten entsprach, nahm man an, er sei einem Unfall zum Opfer gefallen und er galt für tot. Vor kurzem ist nun Schley plötzlich in seinem Heimatsdorf wiedererschienen, zum gewaltigen Erstaunen der noch lebenden Verwandten und der Dorfbewohner. Er gibt an, daß er damals nach Amerika ausgewandert ist und nichts mehr von sich hören ließ, weil er keine nahen Verwandten mehr besaß. In Amerika hat er inzwischen ein beträchtliches Vermögen erworben und nun will er seine Tage in der Heimat beschließen.

Der „Held" besucht sein — Grab!

Auf einem amerikanischen Soldatenfriedhof in Frankreich befand sich ein Grab mit der Inschrift „Hier ruht T. S. Karahalas, gefallen als Held in der Schlacht von Bois de Belleau". Dieses Grabmonument wurde seit 10 Jahren wie alle anderen Kriegergräber geschmückt, bis man — so berichtet der Corriere d'Italia — eines Tages auf ihm einen großen Kranz mit einer Schleife und folgender Aufschrift fand: „Der Held lebt und hat sein Grab am 16. Juni 1928 besucht. Er war im Weltkriege verwundet worden, und infolge einer Verwechslung glaubte man damals bei seiner Truppe in Frankreich, er sei tot. Er kehrte aber in seine Heimat zurück, wo er einen schwunghaften Getreidehandel betreibt.

◆

Eine unheimliche Tischgenossin.

Die Gattin eines englischen Stabsoffiziers in Indien mußte kürzlich die Entdeckung machen, daß ihr dreijähriges Töchterchen recht gefährliche Gesellschaft zum Frühstück fand. Eines Morgens, als die kleine Gladys wie gewöhnlich auf der Veranda ihren Milchbrei löffelte, hörte man, wie sie sich vergnügt mit jemand unterhielt. Erstaunt wollte die Mutter nachsehen, wer dem Kinde Gesellschaft leistete. Als sie die Tür zur Veranda öffnete, bot sich ihr ein Anblick, der sie vor Schreck erstarren ließ: Auf dem Tisch der Kleinen lag eine gewaltige Brillenschlange und fraß aus dem Napf des Kindes. Dem schien das viel Spaß zu bereiten, es schlug mit seinem Löffelchen dem Reptil, das sich dadurch nicht im geringsten stören ließ, wiederholt auf den Kopf und schalt es „bobberi, bobberi (ungezogen)." Um den gefährlichen Tischgast ihres Töchterchens nicht zu reizen, mußte sich die Mutter ganz still verhalten, bis die Kobra ihre Mahlzeit beendet hatte und ruhig ins Gebüsch zurück kroch. Jetzt erst rief die Frau um Hilfe; einige Soldaten eilten herbei, stöberten die Schlange im Gebüsch auf und schlugen sie tot. Als Klein-Gladys davon hörte, wurde sie sehr traurig, denn sie verlor, wie sich aus ihrer Erzählung ergab, eine Gefährtin, die schon häufig an ihrem Frühstück teilgenommen hatte. Jetzt hängt sie mit rührender Liebe an der Schlangenhaut, die man für sie als Spielzeug hat herrichten lassen.

Die Hauptversammlung der Niederrheinisch-Westf. Zeitungs-Verleger in Gelsenkirchen.

Am 15. ds. Mts. fand im Hans Sachs-Haus in Gelsenkirchen die diesjährige Hauptversammlung des Niederrheinisch-Westfälischen Zeitungs-Verleger-Vereins statt. Die Versammlung war sehr gut besucht und erledigte die Punkte der Tagesordnung. Die Verhandlungen waren Erörterungen über die wirtschaftliche Lage des Zeitungswesens gewidmet.

In der Sitzung des Arbeitgeberverbandes für das Deutsche Zeitungsgewerbe, Landesverband Niederrhein-Westfalen, die der Versammlung vorherging, gab Herr Dr. Hertel, Berlin, einen Ueberblick über die Lohn- und sozialpolitische Lage.

Herr von Boettticher, Direktor des Vereins Deutscher Zeitungs-Verleger, Berlin, hielt dann ein Referat über aktuelle Fragen des Zeitungswesens. — An den Verhandlungen nahm als Gast der Syndikus der Handelskammer Bochum, Herr Dr. Hugo, M. d. R., teil.

Den Höhepunkt bildete ein Vortrag des Herrn Professor Dr. Dovifat, Berlin, über „Die deutsche und die amerikanische Presse". Das Ergebnis der allgemein interessierenden Ausführungen des Herrn Professor war, daß die deutsche Presse, trotzdem sie sich in Außerlichkeiten an amerikanische Verhältnisse anlehnt, doch vor einer Amerikanisierung gesichert ist. Der Zug zum reinen Sensationsblatt, der die amerikanische Presse auszeichnet, ist in Deutschland nicht nachweisbar, im Gegenteil ist die deutsche Zeitung überall gesinnungsmäßig und weltanschaulich orientiert. Diese Worte eines so anerkannten Kenners sowohl der deutschen wie der amerikanischen Presse, der Herr Professor Dr. Dovifat ist, vermögen gewiß auch die oft in der Tagespresse geäußerten Befürchtungen über die Entwicklung der deutschen Presse zu zerstreuen.

Die Tagung fand ihren Abschluß durch eine musikalische Weihestunde im großen Saale des Hans Sachs-Hauses, an die sich ein gemeinsames Abendessen anschloß, an der eine Reihe von Gästen, darunter der Oberbürgermeister von Gelsenkirchen-Buer, Herr Dr. Zimmermann und der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Niederrheinisch-Westfälischen Presse, Herr Chefredakteur Zons teilnahmen.

Der Vorsitzende des Vereins, Herr Dierichs, begrüßte die Gäste und wies auf die hohen Aufgaben eines Zeitungs-Verlegers hin. Herr Oberbürgermeister Dr. Zimmermann erwiderte auf diese Ansprache und Herr Zons wies auf das gute Einvernehmen zwischen Verlegern und Redakteuren im Bezirke Niederrhein-Westfalen hin.

Soziales.

Lohnerhöhungen und Preiserhöhungen im Ruhrbergbau.

Im Zusammenhang mit den Zechenstillegungen befaßt sich die „Soziale Praxis", Zentralblatt für Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege, in einem längeren sehr beachtenswerten Aufsatz mit den Auswirkungen der ab 1. Mai ds. Jrs. durch Schiedsspruch zugebilligten Lohnerhöhungen im Ruhrbergbau. Die Schriftleitung bemerkt ausdrücklich, daß ihr die Ausführung von neutraler sachkundiger Stelle zugehen, an deren sozialer Unvoreingenommenheit nicht zu zweifeln sei. Es wird darauf hingewiesen, daß die neuen Lohnerhöhungen es dem Kohlensyndikat unmöglich gemacht haben, die bisherigen starken Preisabschläge in den Kampfgebieten weiter durchzuführen. Infolge der Kohlenpreiserhöhung hätten sich die Grenzen des bestrittenen Gebiets bis in das Ruhrrevier hinein vorgeschoben. Englische Kohle werden in den auf dem Wasserweg erreichbaren Plätzen unmittelbar am Rhein zu Preisen angeboten, denen die Ruhr nicht standzuhalten vermag. Das müsse aufs neue zu Fördereinschränkungen und Arbeiterentlassungen führen.

Ueber die Auswirkung der Lohnerhöhung wird weiter geschrieben:

„Seitens der Gewerkschaften ist abgelehnt worden, über Lohnerhöhungen im Zusammenhang mit Preiserhöhungen zu sprechen, eine Verbindung, die der Schiedsspruch bekanntlich vorsieht. Diese Argumentation kann wohl dahin gedeutet werden, daß die Lohnforderungen allein von der wirtschaftlichen und kulturellen Lage der Arbeiterschaft diktiert werden sollen, die zu heben Pflicht und Aufgabe der Gewerkschaften sei. Aber dieser Gesichtspunkt sollte nicht der alleinige Maßstab sein. Der Lohn bleibt der Entgelt für eine Leistung, deren Bewertung im Arbeitsprodukt auf dem Markt vorgenommen wird. Jedes Vorgehen, das den Zusammenhang zwischen Lohn und Preis nicht in Rechnung stellt, wird schließlich zum Nachteil der Arbeiterschaft werden. Im Falle des Ruhrbergbaus haben sich die unwirtschaftlichen Wirkungen der Lohnerhöhungen bereits gezeigt. Und es läßt sich noch nicht übersehen, was für Folgen sie noch haben werden, insbesondere auch nicht, ob nicht eine allgemeine Preiswelle die Höhe des Nominallohnes illusorisch macht.

Die Aufstellung von Lohnforderungen ohne Rücksicht auf die Lage der Industrie ist zudem in einer Zeit wie der jetzigen bedenklich, in der die Gewerkschaften nicht nur zu einem wirtschaftlichen, sondern auch zu einem politischen Faktor geworden sind. Dadurch ist ihre Verpflichtung gegenüber der Wirtschaft gewachsen, ihre Mitverantwortung an ihrem Ergehen festgelegt. Diese Tatsache wird auch durch das Schlichtungsverfahren nicht aufgehoben. Alle Forderungen der Arbeiterschaft auf Erlangung von Mitbestimmungsrechten in den Betrieben, so berechtigt sie an sich sein mögen, setzen als Bedingung das Verständnis für die Notwendigkeiten der Wirtschaft voraus. Uebertriebene Lohnforderungen geben nur den Unternehmern Material in die Hände, reife Wünsche abzulehnen.

Die Lohnsteigerungen im Ruhrbergbau, die entsprechende Erhöhungen in anderen Steinkohlenrevieren nach sich gezogen haben, werden gerade in den Kreisen mit allergrößtem Vorbehalt hingenommen worden sein, denen die Besserung der Lage der Arbeitsgemeinschaft und die Stärkung der Gewerkschaftsbewegung am Herzen liegt.

Wirtschaftliche Realitäten lassen sich nicht durch unwirtschaftliche Forderungen aus der Welt schaffen. Sie werden sich früher oder später durchsetzen, ohne Rücksicht auf Schädigungen."

Neues aus aller Welt.

Blutiges Familiendrama in einem Forsthaus.

Bylegure (Spreewald), 18. Sept. Der in den 60er Jahren stehende Förster Pohle und seine 38jährige Tochter wurden heute vormittag von einem Briefträger erschossen in ihrer Wohnung aufgefunden. Man vermutet, daß Pohle, der sonst als ein ruhiger und besonnener Mann galt, im Verlaufe eines Streites mit seiner Tochter in einer zornigen Aufwallung zur Waffe gegriffen hat.

◆

Selbstmord durch eine Dynamitpatrone.

Graz, 17. Sept. Heute vormittag hat der im 57. Lebensjahre stehende Direktor der Dynamit-Nobel-Fabrik in St. Lambrecht, Ingenieur Albert Wilkoschefsky, anscheinend in Sinnesverwirrung Selbstmord verübt. Er hat sich eine Dynamitpatrone, die mit einer Zündschnur und einer Zündkapsel versehen war, um den Leib gebunden und die Zündschnur zur Entzündung gebracht. Die Beweggründe zu dem Selbstmord sind nicht bekannt.

◆

Versuchter Einbruch in die deutsche Gesandschaft in Warschau.

Warschau, 17. Sept. In der deutschen Gesandschaft wurde in der Nacht zum Montag ein Diebstahl versucht. Der Dieb hatte vom Nebengrundstück aus, wo zur Zeit ein Neubau ausgeführt wird, die Mauer überstiegen und war bereits durch ein Fenster in den ersten Stock des Gesandschaftsgebäudes eingedrungen, als infolge des Geräusches, das er dabei verursachte, im Nebenzimmer Licht gemacht wurde. Dadurch wurde der Dieb verscheucht, noch ehe er etwas mitnehmen konnte. Die Polizei ist mit den nötigen Ermittlungen beschäftigt.

◆

Schweres Autobusunglück bei Warschau.

Warschau, 18. Sept. Auf der Chaussee zwischen Warschau und Pulawski ist am Dienstag ein mit 16 Personen besetzter Autobus durch die Schuld des 17jährigen Chauffeurs schwer verunglückt, wobei 12 Personen lebensgefährlich verletzt wurden. Der Autobus stieß mit einem Radfahrer zusammen, überfuhr ihn, verlor die Steuerung und stürzte in einen Chausseegraben.

◆

Ein zweiköpfiges Monstrum geboren.

Wien, 17. Sept. In Judenburg in Steiermark wurde ein lebendes Kind mit zwei Köpfen, vier Händen und drei Beinen zur Welt gebracht. Es handelt sich um die Körper zweier Knaben, die ineinander verwachsen sind. Die Entbindung war schwer, ging aber glatt vonstatten. Das Kind wurde in die Wiener Neue Klinik gebracht.

◆

Schwerer Eisenbahnunfall in Mittelitalien.

Rom, 18. Sept. Beim Rangieren eines Güterzuges im Bahnhof von Sessano der Linie Abbruzzen—Molisa raste ein abgehängter Güterwagen die stark abschüssige Strecke nach dem Bahnhof Carpinone hinab und stieß mit großer Heftigkeit auf einen im Bahnhof von Carpinone haltenden Materialzug, auf dem sich mehrere Eisenbahnarbeiter befanden. Hierbei wurden neuen von ihnen getötet und zwei verwundet.

◆

Schiffsunglück auf dem Huron-See.

Owen Sound (Ontario), 18. Sept. Auf dem Huron-See ist der Dampfer „Manasco" mit 17 Mann Besatzung und 4 Fahrgästen gesunken. Der Dampfer „Manitoba" rettete 60 Stunden nach dem Unglück 5 Schiffbrüchige von einem Floß, einer von denen ist infolge der erlittenen Leiden gestorben. 16 Personen werden noch vermißt.

◆

Neuer Anschlag auf einen Zug in Mexiko.

Mexiko, 17. Sept. Der Schnellzug Mexiko-Guadalajara stieß gestern bei Monte Leon auf einen Haufen losgerissener Schienen, die quer über die Gleise gelegt worden waren. Vier Beamte des Zugpersonals wurden getötet. Man glaubt, daß der Anschlag von Räubern verübt wurde. Truppen sind zu ihrer Verfolgung ausgesandt worden. In der gleichen Gegend griffen Banditen vor sechs Monaten einen Zug an und setzten ihn in Brand. Fast 100 Reisende wurden damals getötet.

Programme des Westdeutschen Rundfunks.

Donnerstag, den 20. September 1928.

10,15—11,10 Sendungen für Versuche u. Industrie
10,30—10,40 Unterbrechung der Sendungen durch Erste Tagesnachrichten, Amtliche Wasserstandsmeldungen.
11,35—11,55 Köln: Englische Unterhaltung für die Mittelstufe höherer Lehranstalten.
12,10—12,50 Mechanische Musik.
12,50 Erster Wetterbericht.
12,55 Nauener Zeitzeichen, anschließend bis 13,05 zweite Bekanntgabe der neuesten Tagesnachrichten.
13,05—14,30 Mittagskonzert. Leitung: Eysoldt.
13,30 Unterbrechung des Mittagskonzertes durch „Programmbemerkungen"
14,30 Köln: Funkwerbung: Ratschläge fürs Haus.
15,00 Wirtschaftsberichte
15,15—16,00 Uebertragung aus Königsberg: v. d. Golz-Querfeldeinrennen in Trakehnen. Sprecher: Rittmeister a. D. Nünninghoff.
16,05—16,30 Köln: Frauenstunde: „Der Arbeitstag der Hausfrau in einer kinderreichen Familie". Dr. Fischer, Köln: „Die jugendliche Hausangestellte."
16,30—16,50 Köln: Dr. Albert Buesche: „Gemeinschaftserleben und Zeitcharakter."
16,50—17,00 Köln: W. Weber: „Ins Notizbuch des Kleingärtners."
17,00—17,25 Köln: Vizepräsident Dr. Terwiel: „Aus dem Recht der Volksschule" (3).
17,25—17,45 Köln: Reinhard Lehmann: „Nord-Süd".
17,45—18,30 Vesperkonzert des Orchesters des Westdeutschen Rundfunks. Leitung: Buschkötter. Solistin: Therese Pott (Klavier).
18,15 Unterbrechung des Vesperkonzertes durch „Programmbemerkungen"
18,30—18,50 Köln: Lesestunde. Rudolf Rieth: „Michael Kohlhaas" von Heinrich von Kleist (8).
18,50 Vom Tage.
Anschließend: Wirtschaftsmeldungen, zweiter Wetterbericht und Sportvorbericht.
19,15—19,40 Köln: Kunstschriftleiter Friedrich Wilhelm Herzog: „Die Tonuhr."
19,40—20,00 Köln: Privatdozent Dr. Netz: „Berühmte Männer der Technik: (7) W. v. Siemens."
20,00—20,55 Köln: Abendmusik des Kleinen Orchesters des Westdeutschen Rundfunks. Leitung: Eysoldt.
21,00 Köln: Fontane-Abend zum Gedenken des 30jährigen Todestages des Dichters. Gedenkworte: Fritz Worm. Rezitationen: Rudolf Rieth. Gesangssolo: Wilhelm Strienz (Baß). Begleitung: Egbert Erape unter Mitwirkung des Streichquartetts des Westdeutschen Rundfunks (Schneiderhan, Ringnalda, Schauß, Grote).
Anschließend Köln: Letzte Meldungen, Sportbericht
Anschließend Funkwerbung: Mitteilungen aus der Geschäftswelt.
Anschließend bis 24.00 Köln: Tanzmusik. Leitung: Eysoldt.

Verantwortlich: Christl Bäumler, Lünen i. W

Wetterbericht der Wetterwarte Essen

vom 18. September 1928.

Das Hochdruckgebiet über Mitteleuropa hat seinen Kern nach Polen verlagert, beherrscht aber noch immer die Wetterlage, während das isländische Tiefdruckgebiet nordostwärts fortgeschritten ist. Heute früh war es in Deutschland trocken, im Süden stärker bewölkt, sonst heiter. Die Morgentemperaturen lagen zwischen 9 und 14 Grad. Der Kahle Asten meldet Windstille, heiteres Wetter und 12 Grad.

Aussichten bis Donnerstag: Meist trocken bei wechselnder Bewölkung und tagsüber warm.

Tüchtiger
Registraturbeamter
(evtl. weibliche Kraft) nicht unter 25 Jahren für sofort gesucht. Gute Kenntnisse in Stenografie, und Schreibmaschine erwünscht. — Angebote schriftlich mit Lebenslauf und Zeugnissen an
Lotthoff & Flume, Luisenhütte
Lünen a. d. Lippe. 2740

Großer Steckrüben-, Runkel- und Kartoffelverkauf in Heil.
Montag, den 24. ds. Mts., nachmittags 4½ Uhr läßt Herr Gutsbesitzer Ernst Isenbeck in Heil 6 Morgen sehr gute Runkeln und 8 Morgen sehr gute Steckrühen, im Anschluß Herr August Reher 2 Morgen sehr gute Runkeln und Steckrüben und 2 Morgen sehr gute Kartoffeln, öffentlich meistbietend gegen Barzahlung und Kredit bis zur Ernte verkaufen. Anfang an der Kreisstaße Oberaden, Heil bei Benkelmann.
2739 Brüggemann, Aukt, Heil.

Heisterholzer Dachziegel
führend in Qualität, unverwüstliches Produkt.
Alleinvertrieb: G. Klute Söhne,
Hamm (Westf.) Oestingstrasse 13.

Städt. Bühnen Dortmund
Stadttheater
Donnerstag, den 20. September, abends 19½ Ende geg. 22 Uhr. Pr. 2
Toboggan
Burgwalltheater
Donnerstag, den 20. September, abends 20—23 Uhr. Operettenpr.
Die gold'ne Meisterin

Brambauer
Schuhbesohlanstalt
„Wittler"
Lünerstraße 52, Hinterhaus.

Moderne
Herrenbekleidung nach Maß zu günstigen Preisen.
Herm. Lehmann
Brambauer, Freiligrathstr. 29.

Redegewandte zielbewußte
Herren
zum Verkauf von Nähmaschinen gegen feste Wochenspesen und hohe Provision für Brambauer, Lünen und Derne gesucht.
Offerten unter Nr. 2738 an die Geschäftsstelle dies. Z.

Bei 1/3 Anzahlung
3 Monate Kredit
erhält jeder in fester Stellung. 288
Sie finden bei uns
Berufs-, Straßen- u. Luxusschuhe in prima Qualitäten
Sie kaufen bei uns zu gleichen Preisen wie gegen Barzahlung. Vergleichen Sie uns nicht mit bestehenden Abzahlungsgeschäften.
Schuh-Halle
Dortmund, Steinstr. 22
Besichtigen Sie bitte unsere Schaufenster. Der weiteste Weg lohnt sich. Ausweis oder Ausweispapiere, aus der das Arbeitsverhältnis hervorgeht, sind mitzubringen. Ware wird sofort ausgehändigt.

Achtung! Arbeitgeber!
Vollständige Lohn- und Gehaltsabrechnungen
nebst Erläuterungen über die Berechnung der Steuerabzüge. Aufgestellt auf Grund der neuesten reichsgesetzlichen Bestimmungen, gültig ab 1. Oktober 1928.
Tabellenpreise: Lohn wöchentlich Reichsmark 0.90, Lohn 14tägig Reichsmark 1.20, Gehalt Reichsmark 1.20.
Bongard's Buchhandlung, Lange Str. 21-23.

Technikum Lemgo Ingenieurschule
Maschinenbau, Eisenhochbau, Elektrot. Betriebstechnik, Hochbau, Tiefbau Eisenbetonbau, Architektur
Programme durch das Sekretariat

Nerven-Erkrankungen
Herzschwäche, Nervenschwäche (Neurasthenie), Herzasthma, Kopfschmerzen
sofortige Hilfe im
Asthma-Inhalatorium Jungborn
Dortmund, I. Kampstr. 87, Eingang Katharinenstraße.
Sprechstunden von 9—12 Uhr und 3—7 Uhr.

Hüte, Mützen 101
Bielefelder Wäsche, Krawatten usw.
Fritz Bäumer,
Spezialgeschäft für Herrenartikel
Lünen, Happenbergerstr.



Freibank Schlachthof Lünen.
Freitag u. Samstag Fleischverkauf
Rindfl. 60. Schweinefl. 70 Pfg.

PELZE
Jetzt Sommerpreise
Gr. Skunkskragen . . 75.— | Seal-Jacke . . . . . 125.—
Echter Wolf . . . . 75.— | Seal-Mantel . . . . 225.—
Alascafuchs . . . . 60.— | gestr. Pelzmantel . . 250.—
Größte Auswahl in allen Pelzarten, Pelzhüte, Felle, Besätze.
Fahrtvergütung.
PELZ-VERTRIEB
Dortmund, Königswall 6, 1 Treppe, am Burgtor

Ein
Pianino
welches Sie dauernd erfreut u. niemals enttäuscht, liefert Ihnen die Firma „Ebel & Sohn".
Verlangen Sie Katalog u. Preisliste direkt von der
Pianofortefabrik Ebel & Sohn
Unna i. Westf. 5673

Ohne Anzahlung
Teppiche Diwan-, Tisch-, Steppdecken,
Läuferstoffe / Sprech-Apparate
Bis zu 24 Monats-Raten
Diskrete Abwicklung. Verlangen Sie sofort bemusterte Offerte. Versand nach auswärts frachtfrei.
Deutsche Teppich-Vertriebs-Ges. m. b. H.
Berlin, W 8, Kronenstraße 66/67